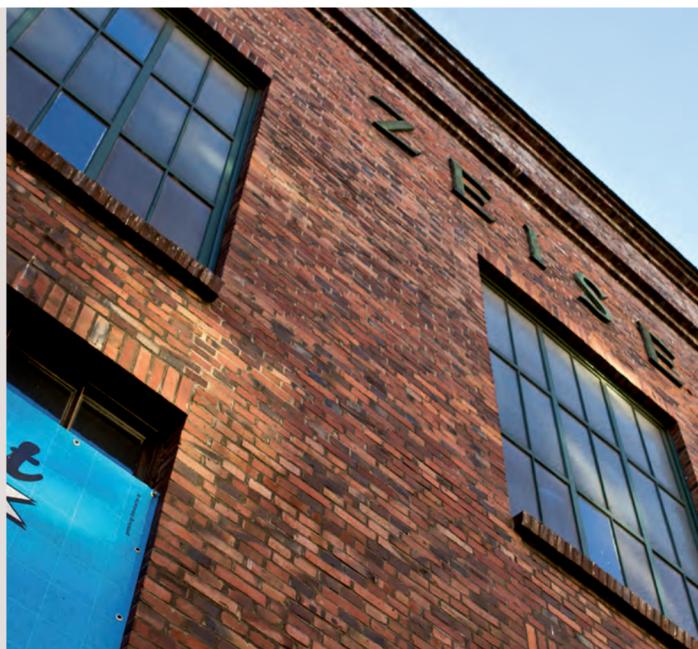


Tanz

Zu Gast im Pariser Centre Pompidou

Der sich bewegende Körper hat schon immer die Kunst inspiriert. Das Centre Pompidou widmet dem Band zwischen Tanz und den visuellen Künsten ihre aktuelle große Ausstellung – und die Musikhochschule ist dabei. „**Expressionismus in Hamburg**“ hieß 2006 eine Ausstellung im Museum für Kunst und Gewerbe. In einem äußerst aufwendigen Projekt rekonstruierten Studierende der Hochschule die Tänze des expressionistischen Tänzerpaares **Lavinia Schulz** und **Walter Holdt**. Die dabei entstandene filmische Dokumentation wurde von den Pariser Kuratoren für die aktuelle Ausstellung ausgewählt.

Die Präsentation wirft einen umfassenden Blick auf den Tanz in der Kunst seit 1900. „Danser sa vie“ (Das eigene Leben tanzen), „Abstraktion der Körper“ und „Tanz und Performance“ heißen die Kapitel, in denen die Ausstellung mit Gemälden, Skulpturen, Installationen, Filmen und Fotografien von den Begegnungen zwischen Tanz und bildender Kunst und vom Körper als Ereignis und Wirkungsmacht erzählt. Gezeigt werden zwei originale Figurinen aus dem Hamburger Museum und der „Toboggan“-Tanz in der Choreographie und Interpretation von Namoo Kim. Die filmische Rekonstruktion wurde in den Katalog des zeitgenössischen Tanzes im Centre Pompidou aufgenommen.



zwoelf



Ausgabe Zehn Sommersemester 2012
Die Zeitung der Hochschule für Musik und Theater Hamburg
www.hfmt-hamburg.de

Hochschule für
Musik und Theater Hamburg
Harvestehuder Weg 12
20148 Hamburg

Wettbewerbe

Doppelter Erfolg

Thomas Reif (Bachelor Violine) und **Leonard Fu** (Stipendiat der Andreas Franke Akademie) sind Preisträger beim 20. Wettbewerb des Deutschen Musikinstrumentenfonds in der Deutschen Stiftung Musikleben in Hamburg (www.dsm-hamburg.de). Beide studieren in der Violinklasse von Tanja Becker-Bender an der HfMT. Thomas Reif erspielte sich eine Violine von Carlo Giuseppe Testore (ca. 1700) und Leonard Fu konnte seinen Leihvertrag für die Violine von Gand & Bernadel (1887), die er sich 2011 erspielt hatte, um zwei Jahre verlängern.

Die **Deutsche Stiftung Musikleben** fördert seit 1962 bundesweit den Spitzennachwuchs in der klassischen Musik. Neben Leihinstrumenten bietet sie ihren rund 300 Stipendiaten Auftritte bei Stiftungskonzerten sowie Partnerfestivals und -orchestern und vergibt Stipendien und Patenschaften. Rund die Hälfte der Instrumente vergibt die Stiftung an Bundespreisträger von „Jugend musiziert“. Die Meisterwerke des Fonds, unter anderem von Gagliano, Guarneri und Stradivari, werden über den jährlichen Instrumentenwettbewerb von einer Fachjury vergeben. Die Preisträger erhalten ein Instrument für ein Jahr, können sich aber bei entsprechender Leistung in den Folgejahren eine Verlängerung der Leihfrist erspielen oder sich um ein höherwertiges Instrument bewerben.



Hochschule

Die Hochschule ist ein vor Kreativität brodelnder Kosmos! Jahr für Jahr generiert sie mehr Veranstaltungen. An vielen Tagen des Semesters muss man sich zwischen dem Besuch von gleich drei Konzerten entscheiden. Ihre Kultur der Vielfalt wirkt mitunter kaum überschaubar. Deshalb schafft die zwoelf Überblick übers Unerhörte. Sie rückt Persönlichkeiten in den Fokus, die vielleicht nur wenige kennen; sie würdigt Menschen, die der Hochschulkultur ihren ganz eigenen Stempel aufgedrückt haben und uns in diesem Semester verlassen; sie erzählt von Absolventen, die mutig ihren eigenen Weg gehen; sie zeigt, was war, was ist und was sein wird – und was man alsbald ändern sollte. „HOCHSCHULE“ heißt das Motto dieser zehnten Ausgabe der zwoelf. Und damit Sie im riesigen Portfolio der Projekte das für Sie passende Angebot finden, haben wir aus all unseren Veranstaltungen der kommenden Monate wieder Spielplanhöhepunkte in der Mitte der Zeitung für Sie zusammengestellt.

Impressum

Herausgeber: Hochschule für Musik und Theater Hamburg,
Harvestehuder Weg 12, 20148 Hamburg
www.hfmt-hamburg.de

Verantwortlich: Elmar Lampson

Redaktion: Gabriele Bastians, Frank Böhme, Peter Krause (Leitung)

Mitarbeit: Dieter Hellfeuer, Kristiane Lüpkes

Telefon 040 42848 2400, peter.krause@hfmt.hamburg.de

Konzept und Gestaltung: Ulrike Schulze-Renzel

Fotos: Torsten Kollmer

Weitere Fotos mit freundlicher Genehmigung von Alpentöne 2009 (Seite 8),

Tas Kyprianou (Seite 19), Rebecca Hoppé (Seite 23 oben), Felix Broede (Seite 23)

und www.orgelnieuws.nl (Seite 26 unten)

Druck: Langebartels Druck

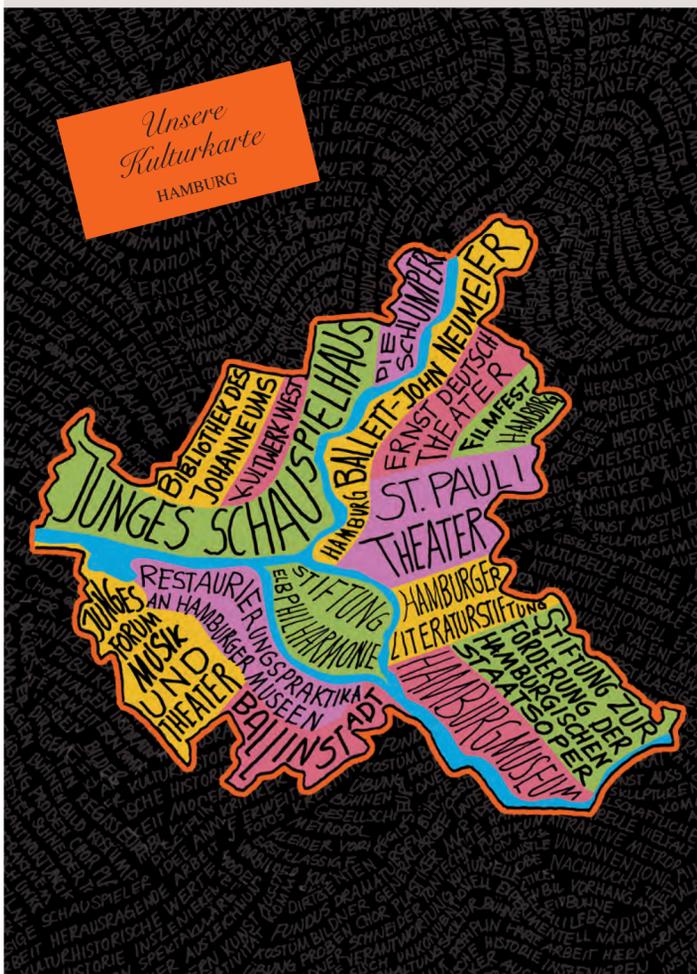
Redaktionsschluss: 1.3.2012

Die nächste Ausgabe erscheint am 1.10.2012, Redaktionsschluss: 15.7.2012

Anregungen, Kritik und Themenvorschläge für die nächste Ausgabe senden Sie bitte an: redaktion.zwoelf@hfmt-hamburg.de

Inhalt

- 3 Editorial
- 4 CAMPUS: MUSIK – Leichtigkeit mit Tiefgang: Tanja Becker-Bender
- 6 CAMPUS: THEATER – Goldgräber an der Milchstraße
- 8 CAMPUS: WISSENSCHAFT – Forschung ist Beziehungskunst
- 10 THEMA „Hochschule“ – Peter Michael Hamel
- 12 THEMA „Hochschule“ – Kreatives Essen
- 14 Spielplanhöhepunkte – April 2012 bis September 2012
- 16 THEMA „Hochschule“ – Mehr als Bits and Bytes
- 18 THEMA „Hochschule“ – Musikvermittlung
- 20 Budge-Palais – Fanny Hensel-Saal getauft
- 21 Förderer – ZEIT-Stiftung: Risikokapital für Modellhaftes
- 23 Alumni – Pianistin Olena Kushpler
- 24 Hochschulmitglieder im Portrait – Wolfgang Hermes
- 26 Personelles – Hans-Helmut Decker-Voigt emeritiert



Unsere Containerschiffe tragen jeden Tag ein Stück Hamburg in die Welt und die Welt nach Hamburg. Dabei vergessen wir jedoch nicht, dass nicht allein der Handel unsere Heimatstadt erfolgreich und lebendig macht. Mit der Hapag-Lloyd Stiftung helfen wir deshalb, Hamburg auch in der Welt der Kultur zu einem bedeutenden Standort zu machen und fördern Theater, Ballett, Musik und Museen in der Hansestadt.





Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,



als wir vor fünf Jahren die erste Ausgabe der Hochschulzeitung *zwoelf* herausbrachten, gaben wir ihr das Motto „Vision Hochschule“. Die Idee, Semester für Semester 28 Zeitungsseiten zu füllen, war damals durchaus umstritten. Würde es überhaupt ausreichend viele spannende Themen geben, mit denen wir die Vision „Hochschulzeitung“ in die Tat umsetzen wollten? Und würde es überhaupt Autorinnen und Autoren geben, die für die *zwoelf* gern, kompetent und unentgeltlich zur Feder greifen würden?

Jetzt halten Sie die zehnte Ausgabe der *zwoelf* in Händen! Das macht mich glücklich und stolz. Und ich bin sehr dankbar, das sich drei Menschen von Anbeginn dieses großen Vorhabens in den Dienst der Vision „Hochschulzeitung“ gestellt haben: Gabriele Bastians, Frank Böhme und Peter Krause bilden das Dreamteam der Redaktion. Mit unglaublichem Engagement und natürlich zusätzlich zu seinen vielseitigen eigentlichen Aufgaben an unserer Hochschule entwickelt dieses erfolgreiche Dreierteam jedes Semester erneut eine Ausgabe der *zwoelf*. Ich finde es großartig, mit welcher Vielfalt an Themen, Sichtweisen und Textformen es die Kollegin und die Kollegen vermögen, das Potenzial dieser Hochschule darzustellen. Ob der Schwerpunkt einer Ausgabe nun „Musikstadt Hamburg“ heißt und wir damit den Blick bewusst nach außen richten, oder ob er „Neue Musik“, „Hören“, „Meister“ oder eben „Vision Hochschule“ heißt und wir damit die genuinen Aufgaben einer künstlerischen Hochschule umkreisen, letztlich geht es immer darum aufzuzeigen, was unsere Hochschule sein kann, welche Entwicklungsperspektiven wir besitzen. Der visionäre Blick nach vorn schließt dabei selbstverständlich die Betrachtung all dessen ein, was wir erreicht haben und was wir gegenwärtig gemeinsam realisieren.

Wenn wir in dieser Ausgabe also unsere wunderbaren Kollegen Michael Börgerding, Hans-Helmut Decker-Voigt, Peter Michael Hamel und René Gulikers verabschieden, würdigen wir letztlich ihr Wirken als Visionäre. Alle vier haben diese Hochschule als künstlerischen und kulturellen Kosmos entscheidend geprägt, und sie haben inhaltlich und strukturell Zeichen für die Zukunft gesetzt. Dafür gilt ihnen mein besonderer persönlicher Dank.

Um Studienbedingungen und Lehrqualität weiter zu verbessern zu können, wurden jüngst gleich zwei Anträge auf Vergabe von Bundesmitteln positiv beschieden. Der Einzelantrag des Career Centers ermöglicht zukünftig die Integration interkultureller Kompetenztrainings in das Studium, was unseren Studierenden neue Karrierechancen in einem internationalen Berufsumfeld eröffnet. Martina Kurth, der Leiterin des Career Centers, gratuliere ich herzlich zu diesem großen Erfolg. Zudem erhielt der Verbundantrag zum „Kompetenznetzwerk für Qualitätsmanagement und Lehrentwicklung“ den Zuschlag auf Förderung. Hier gilt meinem Präsidiumskollegen Michael von Troschke mein großer Dank. Er wird in der kommenden Ausgabe der *zwoelf* darüber berichten.

Zu den vielen weiteren guten Nachrichten dieser Ausgabe gehören die Jubiläen des Instituts für Kultur- und Medienmanagement und des Eventim-Popkurses und das zweijährige Bestehen unserer Kita „KlingKlang“. Auch die gemeinsam mit dem Ehepaar Greve, den Hamburger Ehrenbürgern und Ehrensenatoren unserer Hochschule, gefeierte Taufe der „Alten Bibliothek“ auf den Namen „Fanny Hensel-Saal“ gehört zu den freudigen Ereignissen der letzten Wochen: Diese Namensgebung hat mehr als symbolischen Wert. Denn Namen geben Identität und schaffen Bewusstsein, sie geben Ziele und Aufgaben für die Zukunft vor.

Eine dieser ganz konkreten Aufgaben ist die Verbesserung der Überausituation der Hochschule. Ich habe viel Verständnis für den Unmut, den die Studierenden in dieser Ausgabe artikulieren.

Weil wir in der zehnten Ausgabe der *zwoelf* besonders der Frage nachspüren, was an der HfMT wichtig war, was uns wichtig ist und was die Hochschule sein kann und sein wird, haben wir in Anknüpfung an die Nr. 1 dieses schlichte wie vielsagende Motto gewählt: „Hochschule“. Frei von Visionen sind wir deshalb mitnichten!

Ich wünsche Ihnen eine zu neuen Ideen anregende Lektüre der *zwoelf* und heiße Sie zum Sommersemester 2012 sehr herzlich willkommen!

Ihr Elmar Lampson

Präsident der Hochschule für Musik und Theater Hamburg

Instrumentalklassen im Portrait

Erfrischende Leichtigkeit mit Tiefgang Tanja Becker-Bender liebt den Austausch auf Augenhöhe

von Tamara van Buiren



Wer sich mit Tanja Becker-Bender unterhält, bekommt schnell den Eindruck, es gälte keine Hindernisse zu überwinden, schier alles scheint ihr zuzufliegen, und der einzige Motor ihres Tuns scheint ihre große Begeisterung und stete Neugier, mit der sie die Dinge verfolgt und sich immer wieder neue Ziele steckt.

Kammermusik entsprach. Und als eine der jüngsten Professorinnen Deutschlands begann sie ihre Hochschullaufbahn zunächst in Saarbrücken und folgte wenige Jahre später ihrem Ruf an die Hochschule für Musik und Theater Hamburg.

Ihr Konzertkalender liest sich lebendig und vielseitig: Dabei legt sie sich nicht auf ein bestimmtes Genre fest, sondern verfolgt ein breitgefächertes Spektrum. Sie spielt Recitals oder als Solistin mit großem Orchester, ist mit ihrem Duopartner oder als Kammermusikerin zu hören, und programmatisch lässt sie zwischen Barockmusik auf historischen Instrumenten und der Uraufführung brandneuer Werke nichts unberührt.

Der stete Hunger nach Neuem

Die Bewältigung ihres straffen Pensums schafft die gebürtige Stuttgarterin nur durch eine präzise Einschätzung des zeitlichen Aufwands und das konsequente Einhalten ihrer eigenen Pläne. Und natürlich muss man Prioritäten setzen: Dabei liegen Tanja Becker-Bender besonders die Projekte am Herzen, mit denen sie einen wichtigen Beitrag zum Musikleben leisten kann. Ein Beispiel aus jüngster Vergangenheit ist hierfür die CD-Einspielung des selten gespielten, sehr langen und als schwierig geltenden Violinkonzertes von Max Reger. Es reizen sie aber auch große persönliche Herausforderungen, die eine besondere Vertiefung in ein Repertoire erlauben und immer wieder auch das Neue, noch Unentdeckte. Denn „Abwechslung hält die Arbeitsweise frisch“.

Dennoch: „Trotz aller stilistischen Vielfalt geht es doch immer um das Gleiche: um ein tiefes, menschliches Ausdrucksbedürfnis, um phantasiebegabte Menschen, die einen steten Hunger nach Neuem haben“, meint Tanja Becker-Bender.

Unterrichten ähnelt dem Kammermusizieren

Die beiden Standbeine „Unterricht“ und „Konzerttätigkeit“ gehen dabei eine harmonische und sich gegenseitig befruchtende Beziehung ein. Überhaupt ist das Unterrichten dem Kammermusizieren sehr ähnlich: Denn in beiden Fällen geht es um den Dialog und den Austausch mit Kolleginnen und Kollegen auf Augenhöhe. Da ist es mal die gleiche Wellenlänge, die beflügelt, und mal der konträre Blickwinkel auf die gleiche Sache, die einen voranbringt. Es gibt beim Unterrichten keine vorgegebenen Standards, es geht vielmehr darum, die Studierenden bestmöglich und vollkommen individuell zu begleiten, ihnen bei der Suche nach ihrem eigenen Weg behilflich zu sein und sich offen zu halten.

Beim Unterrichten – und dies ist keine Floskel – nimmt Tanja Becker-Bender auch immer frische Ideen mit in ihr eigenes künstlerisches Schaffen, und das hält sie beweglich.

Beweglichkeit scheint das große Stichwort: immer neugierig bleiben, immer Abwechslung suchen, immer wieder anderes von außen nach innen hineinlassen und sich einlassen. Mit solcher Entdeckerlust am Werk erübrigt sich die Frage von selbst, ob der Altersunterschied zu ihren Studierenden manchmal zu gering ist. „Man kommt zusammen ins Musizieren und hat dann ganz schnell nur noch das gemeinsame Ziel vor Augen.“

HfMT-Professorin *Tanja Becker-Bender* wurde soeben für ihre jüngste CD-Einspielung des Violinkonzerts op. 101 und der Romanzen op. 50 von Max Reger mit dem renommierten „IRR Outstanding Award“ ausgezeichnet.

„Eugen Onegin“, „La Bohème“, „Das schlaue Füchslein“ (musikalische Neueinstudierung), „Chaplin“ (Ballett von Mario Schröder) und „Iphigenie in Aulis“ zeigt er auch hier seine künstlerische Bandbreite. In Hamburg stand Foremny im vergangenen Jahr mit „Lucia di Lammermoor“ erstmals am Pult der Hamburger Philharmoniker.

Auf dem Programm der Arbeitsphase des Sinfonieorchesters der HfMT stehen zunächst „Gestalt“ des scheidenden Kompositionsprofessors Peter Michael Hamel (siehe auch Seite 10 und 11) sowie Robert Schumanns „Konzertstück für 4 Hörner und Orchester op. 86“. Nach der Pause interpretieren die jungen Musiker gemeinsam mit ihrem Gastdirigenten Peter Tschaikowskys große „Sinfonie Nr. 5“. Das Konzert findet am **Freitag, 22. Juni um 20 Uhr im Forum** der HfMT statt. Der Eintritt ist frei.

Personelles

Wolfgang Zerer wird neuer Studiendekan im Dekanat I

von Elmar Lampson

Nach einem einstimmigen Beschluss des Dekanatsrates wird Wolfgang Zerer neuer Studiendekan im Studiendekanat I. Damit endet eine nun fast zweijährige Übergangszeit, in der Michael von Troschke und ich die Leitung des Studiendekanats übernommen hatten, nachdem Fredrik Schwenk dieses Amt im Frühjahr 2010 aus Gesundheitsgründen niederlegen musste.

Das Studiendekanat I ist das größte und vielfältigste Dekanat der Hochschule. Alle künstlerischen Instrumentalstudiengänge und der Kompositions- und Theoriebereich sind hier in zahlreichen Fachgruppen zusammengefasst. Eine hochspezialisierte, sehr individuelle Arbeit wird hier geleistet; jeder einzelne Studierende ist im Grunde genommen eine kleine Studieneinheit für sich. Unzählige Veranstaltungen werden hier generiert, und es ist eine riesige Aufgabe, diesem vielfältigen Geschehen

eine Struktur und eine lebendige Form zu geben. Noch dazu in Zeiten, in denen umstrukturiert und gespart werden muss und in denen zahlreiche individuelle Studienbedingungen den neuen Gegebenheiten angepasst werden müssen.

Als ich Herrn Zerer etwas zaghaft fragte, ob er sich vorstellen könne, diese Aufgabe zu übernehmen, hat er mit Freude zugesagt. Ich bin überaus glücklich darüber, dass wir einen so renommierten Künstler, und von allen Kolleginnen und Kollegen und Studierenden hoch geschätzten Professor für diese Aufgabe gewinnen konnten. Mit der Aufgabe des Studiendekans ist gleichzeitig die Mitgliedschaft im erweiterten Präsidium verbunden; alle Präsidiumsmitglieder freuen sich sehr auf die Zusammenarbeit mit ihm, und ich persönlich danke Wolfgang Zerer von ganzem Herzen für seine Bereitschaft, dieses wichtige Amt zu übernehmen.

Personelles

„Das Wunder Gulikers“ Der holländische Dirigent verlässt die HfMT

von Heidi Meyer und Maline Zickow

„Die Stadt hat ein neues, großartiges Orchester, das Hochschulorchester. (...) die jungen Leute spielen jetzt die ersten Sinfonien von Beethoven und Mahler mit solchem Engagement und Präzision, Homogenität und Spaß am gemeinsamen Musizieren, als wäre es die einfachste Sache der Welt. Nennen wir es – um eine berühmt gewordene Schlagzeile aus den 30er-Jahren über Karajans Berliner Debüt zu bemühen: ‚das Wunder Gulikers‘.“ So schrieb Helmut Söring 2006 im Hamburger Abendblatt über den Leiter des Hochschulorchesters. Jetzt verlässt René Gulikers die HfMT und spricht zum Abschied mit zwei Studierenden, Heidi Meyer und Maline Zickow, über seine Herausforderung, ein junges Orchester mit eigenem Gesicht aufzubauen.

Herr Gulikers, können Sie sich noch an ihre erste Probe mit dem Sinfonieorchester der HfMT erinnern?

Mir ist der Eindruck geblieben, dass das Orchester am Anfang einigermaßen führungslos war: Viele elementare Sachen musste ich erklären, die Sitzordnung, wie am besten zu stimmen ist, was „Probenbeginn“ heißt, welche Funktion ein Stimmführer hat, und die Tatsache, dass die Orchesterteilnahme keine freiwillige oder beliebige Aktivität ist.

Gibt es besondere Momente der Zusammenarbeit, an die Sie sich gern erinnern?

Das Sommersemester 2009 war ein Höhepunkt für mich. Wir spielten ein schönes Programm, u. a. mit Bruckners „Dritter“, wir machten eine Konzertreise nach Slowenien, spielten in der Laeiszhalle und produzierten eine CD. Später im Semester gab es beim NDR ein sogenanntes historisches Konzert: „Haydn reloaded“. Noch bevor ich als Dirigent tatsächlich angefangen hatte, war eines meiner Ziele eine regelmäßige Zusammenarbeit mit der Opernabteilung. Leider sind meine Bemühungen

auf diesem Gebiet erfolglos geblieben. Umso mehr habe ich mich gefreut, 2008 eine Oper von Pfitzner in Kooperation mit der Musiktheater-Regie aufführen zu können.

Als Dirigent eines Hochschulorchesters lernt man schnell viele Personen kennen. Ich hatte nicht nur einen guten Kontakt zu den Dozenten, ohne deren Unterstützung die Orchesterarbeit sehr schwer gewesen wäre, sondern auch im Umgang mit dem nicht-lehrenden Personal, der Pforte, des Forums, des Caterings und der Administration, habe ich mich immer wohl gefühlt. Wenn ich einen Namen erwähnen muss, der eine besondere Bedeutung für mich gehabt hat, dann ist es der von Svetlana Wittner: oft im Hintergrund, aber immer alle Probleme lösend, mitdenkend, wenn nötig selbst entscheidend und nie etwas vergessend. Ich hätte mir keine bessere Zusammenarbeit wünschen können.

Welche zusätzlichen Aufgaben neben dem Dirigieren haben Sie angepackt?

Ich glaube, in den letzten sieben Jahren eine Struktur aufgebaut zu haben, in der junge Leute sich in Proben und Konzerten auf die musikalische Arbeit konzentrieren können. Wir haben eine Stelle als Orchesterwart eingerichtet, einen Orchestervorstand ins Leben gerufen und die Zusammenarbeit mit den verschiedenen Abteilungen der Hochschule, Chor, Komponisten, Multimedia und Oper, gestärkt, dazu bessere Arbeitsbedingungen geschaffen durch einen ordentlichen Probenraum, das Forum, die Anschaffung der besten Orchesterstühle und von Schallschutzpulten.

Sie haben auch die Werbung des Hochschulorchesters verbessert. Wie kann man klassischer Musik zu mehr Popularität verhelfen?

Ich habe dem Orchester einen Namen gegeben: „Symphonieorchester der Hochschule für Musik und

Es wird in Zukunft besonders darauf ankommen, den einzelnen Fachgruppen eine bessere Struktur, klarere Aufgaben und Kompetenzen zu geben. Und wir brauchen aus diesem Dekanat dringend Impulse und Ideen für die weitere Zukunftsausrichtung der Hochschule in allen wichtigen Fragen wie die Verbesserung der Berufsvorbereitung unserer Studierenden, die von wechselseitiger Inspiration geprägte Wahrnehmungsfähigkeit zwischen den vielen verschiedenen Kulturen, die Intensivierung der Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Fachgebieten. Aber es geht auch um ganz handfeste Probleme wie Raumfragen und Finanzierungsnöte.

Ich empfinde es als eine große Chance für die Hochschule, einen so erfahrenen Kollegen wie Herrn Zerer im Kreis der Studiendekane dabei zu wissen.

Theater Hamburg“. Dieser Name ist zwar nicht sehr originell, aber immerhin besser als gar keiner. Ein „Gesicht“ bekam das Orchester, als wir ein eigenes Plakat entwerfen ließen. Wenn man heutzutage gesehen und gehört werden will, darf man die modernen Medien nicht vergessen. Ich bin froh, dass jedes Konzert über Webcast live ins Internet gezeigt wurde und jetzt über das Archiv nochmal zu erleben ist. Man müsste seriös über eine, eventuell inoffizielle Facebook-Seite nachdenken.

Was war für Sie die größte Herausforderung in der Zusammenarbeit mit dem Hochschulorchester?

Die größte Herausforderung war für mich die Ermittlung, dass Kompositionen aus verschiedenen Epochen verschiedene Aufführungsarten brauchen. Ich habe versucht ein Bewusstsein zu erzeugen, dass nicht das Instrument der Ausgangspunkt oder gar das Ziel einer Interpretation sein darf, sondern die Musik eines bestimmten Komponisten. Die Idee der Klangschönheit aus den 60er und 70er Jahren des 20. Jahrhunderts ist meiner Meinung nach nur auf einen Bruchteil des Repertoires verwendbar. Festzuhalten an einer einzigen (Klang-)Ästhetik, obwohl es so viele Möglichkeiten gibt, halte ich für sehr beschränkt und altmodisch.

Sie haben in der Programmgestaltung oft die Neue Musik berücksichtigt. Dazu gehörten sogar Uraufführungen. Woher stammt Ihre Faszination an Neuer Musik?

„Ohne neue Musik hört die Musikgeschichte auf“. Das ist ein Klischee, aber die absolute Wahrheit. Und: „Stillstand ist Rückgang“. Ich bin nicht die Person, die sich auf ein Dutzend Standardwerke beschränken möchte. Mich fasziniert jede neue Partitur: Es ist eine Entdeckungsreise, und ich bin froh, diese wunderbaren Welten Musikern und Publikum zu zeigen in der Hoffnung, ihre Neugierde herauszufordern.

junges forum Musik + Theater

Goldgräber an der Milchstraße Weills „Mahagony“-Oper feiert Premiere im Forum

von Peter Krause

„Die Oper, die wir haben, ist die kulinarische Oper. Sie war ein Genussmittel, lange bevor sie eine Ware war. Sie dient dem Genuss, (...) Sie nähert sich selber jedem Gegenstand in genießerischer Haltung. Sie ‚erlebt‘ und sie dient als ‚Erlebnis‘.“ So schrieb Bertolt Brecht in seinen „Anmerkungen zu ‚Aufstieg und Fall der Stadt Mahagony‘“. Florian-Malte Leibrecht bringt die Oper im Juni als Neuinszenierung auf die Forumsbühne. Brechts Aussage und sein nachfolgendes Bekenntnis zu Kulinarik, Genuss und Erlebnis gerade in dieser Oper ist erstaunlich. Zielen er und Komponist Kurt Weill mit ihrer Goldgräbergeschichte doch dezidiert aufs Weltanschauliche, aufs Gesellschaftsverändernde. Gleichwohl nähern sie sich ihrem Gegenstand und Inhalt „in genießerischer Haltung“.

Geld ist geil, auf Armut steht die Todesstrafe
„Mahagony“ sei ein Spaß, verkündet Brecht. Worum geht es darin? Durchaus um Genuss, ja, um Genusssucht. Es ist eine gespenstische Geschichte, in der uns drei Existenzen begegnen, die steckbrieflich wegen Kuppelerei und Betrug gesucht werden. Das sind die Witwe Leokadja Begbick, eine Kupplerin, Fatty, der Prokurist, und Dreieinigkeitsmoses, der falsche Prediger. Sie gründen die Stadt Mahagony – die Stadt der Verführungen, die Stadt, in der alles erlaubt ist, jedenfalls für diejenigen, die es bezahlen können. Und nur solange sie es bezahlen können. Mahagony ist also die Stadt der Sünde, der Bars und Bordelle, wo es Liebe auf Bestellung an jeder Ecke zu kaufen gibt. Es ist eine imaginäre Stadt, im amerikanischen Westen von Goldgräbern aus der Not heraus mitten in der Wüste gegründet, die sich zu einem brodelnden Mekka der Genusssucht auswächst. Geld ist geil, auf Armut steht die Todesstrafe, und alles, was es zu tun gibt, wird maßlos übertrieben.

Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral
„Sittenbilder aus unserer Zeit“ hat Kurt Weill mit Blick auf die 20er Jahre des 20. Jahrhunderts die Oper genannt, die Hauptfigur des Stücks sei die Stadt, die aus den Bedürfnissen des Menschen entstehe. Und die Bedürfnisse des Menschen sind es, die Aufstieg und Fall dieser Stadt

herbeiführen. „Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral“, heißt es in der kurz vor „Mahagony“ uraufgeführten „Dreigroschenoper“ von Brecht und Weill. Und diese Maxime des Marxismus bestimmt auch die am 30. März 1930 unter Tumulten und Störaktionen der Nazis aus der Taufe gehobene „Mahagony“-Oper. Die philosophische Theorie des dialektischen Materialismus steht also hinter „Aufstieg und Fall der Stadt Mahagony“, eine Stadt, in der „man“ alles darf, wenn „man“ es sich denn leisten kann. Wer sich indes moralische Grenzen setzt oder den Kantschen kategorischen Imperativ befolgt, wird in diesem modernen Sodom und Gomorrha zum Opfer seiner eigenen Bedürfnisse. Wer aber an die Anarchie glaubt oder gar meinungslos dahin vegetiert, wird überleben! Nur zu welchem Preis? Die Geschichte der Stadt Mahagony, in der ein Mensch unabhängig vom Geld keinen Wert hat und in der nichts als existent angesehen wird, was nicht käuflich ist, erinnert somit an die alttestamentarische Episode von Sodom und Gomorrha. Doch anders als dort kommen die alles vernichtende Katastrophe und der Untergang der Stadt nicht als göttliche Strafe von außen, sondern von innen – sie offenbart sich gleichsam als Fehler im System.

Schöne Lieder voll von Revolte und Liebe für die Armen
Komponist Kurt Weill und Librettist Bertolt Brecht entwickelten die Oper aus ihrem „Mahagony“-Songspiel, das sie gemeinsam für das Festival für deutsche Kammermusik Baden-Baden geschrieben hatten. Es sind mitreißende, fürwahr kulinarische Songs, die Kurt Weill mit ironischen Klassik-Zitaten kombiniert und würzt, um auf diesem Wege der lustvollen Verfremdung zeitgenössischer Unterhaltungsmusik amerikanischer Prägung „Kunstmusik und Verbrauchsmusik“ in eine dialektische Spannung zu bringen, von der diese Oper in vielerlei Hinsicht lebt. Der französische Komponist und Pianist Jean Wiener schrieb in einem Nachruf auf Weill, der habe „schöne Lieder voll von Revolte und Liebe für die Armen“ geschrieben. Und Bertolt Brecht schließt seine „Mahagony“-Anmerkungen so: „Mag ‚Mahagony‘ so

kulinarisch sein wie immer – eben so kulinarisch, wie es sich für eine Oper schickt –, so hat es doch schon eine gesellschaftsändernde Funktion; es stellt das Kulinarische zur Diskussion, es greift die Gesellschaft an, die solche Opern benötigt; sozusagen sitzt es noch prächtig auf dem alten Ast, aber es sägt ihn wenigstens schon (...) ein wenig an...“

Aufstieg und Fall der Stadt Mahagony Oper von Kurt Weill

MUSIKALISCHE LEITUNG Siegfried Schwab
REGIE Florian-Malte Leibrecht
BÜHNE Marcus Meyer
KOSTÜME Esther Feldkamp
DRAMATURGIE Peter Krause

PREMIEREN
A-Premiere: Sonntag, 3.6.2012, 19.30 Uhr
B-Premiere: Dienstag, 5.6.2012, 19.30 Uhr
weitere Aufführungen am 7., 12., 14., 16., 19. und 25. Juni, jeweils um 19.30 Uhr, sowie am 24.6. um 16.00 Uhr

AUFFÜHRUNGORT
Forum der Hochschule für Musik und Theater,
Harvestehuder Weg 12 (Eingang Milchstraße),
20148 Hamburg
KARTEN-VORVERKAUF UND ABONNEMENTS
Konzertkasse Gerdes, Rothenbaumchaussee 77,
20148 Hamburg, Telefon 040 453326 oder 440298
INFOS
junges forum Musik + Theater
Leitung: Peter Krause, Telefon 040 42848 2400

„Mahagony“ im Kontext
Ein Denkatelier zu den 20er Jahren

Theater im Zimmer-Hörsaal, Alsterchaussee 30
12.4.2012 bis 12.7.2012, donnerstags, 18.00 bis 19.30 Uhr

Neben der Aufführung von Weills Oper im Forum der HfMT liefert die Ringvorlesung Einblicke und zeigt Reibungspunkte dieser prägenden Zeit auf. Neun Experten aus unterschiedlichen Fachrichtungen laden ein zu einem Denkatelier der 20er Jahre. Zur musikalischen Untermalung werden die einzelnen Abende je mit einem Musikstück der Oper, gespielt von Studierenden der HfMT, eingeleitet.

12.4.2012
Lindbergflug und die Radiotheorie der 20er Jahre
Frank Böhme, HfMT

26.4.2012
Das kommende Theater. Mit Bert Brecht und Walter Benjamin
Marianne Schuller, Universität Hamburg

7.6.2012
Sodom und Gomorrha – Zum biblischen Hintergrund der Oper „Mahagony“
Ulrike Sals, Universität Hamburg

28.6.2012
Ist Brechts episches Theater noch zeitgemäß?
Florian-Malte Leibrecht, HfMT

Alle weiteren Termine und Informationen zu den einzelnen Vorträgen finden Sie unter: www.aww.uni-hamburg.de



Personelles

Nicht Übervater, sondern Coach Michael Börgerding verlässt die HfMT zum Wintersemester

von Ulrich Khuon

Das unbedingte Reden darüber, wie Schauspielausbildung auszusehen hat, wohin sie führen könnte und von welchen Utopien und Modellen sie hinterlegt ist, ist mir suspekt. Wahrscheinlich, weil die Differenz zwischen schönem Reden und schwieriger Praxis häufig zu offensichtlich ist. Schlussendlich geht es doch entscheidend um die personalen Dispositionen, um Neugier, Entschiedenheit, Feuer und Zugeneigtheit der Lehrenden. Aber ganz ohne Analyse, Theorie und Wissenschaft, um schließlich von all dem auch wieder ablassen zu können, geht es auch nicht. Vielleicht ist Michael Börgerding als Lehrer, Theatermacher und Mensch am ehesten die Verkörperung dessen, wie ich mir Ausbildung in Theorie und Praxis, in Bindung und Freiheit, vorstellen mag.

Börgerding ist ein Theater-Allrounder
Michael Börgerding hat vor 30 Jahren in Göttingen Soziologie, Germanistik und Philosophie studiert und sich ganz offensichtlich nebenbei ins Theater verliebt. Bei Otto Schnellling machte er am Jungen Theater Göttingen, einem wahren Talentnest, über Jahre hinweg alles, was man in so einem Theater gemeinsam macht: Dramaturgie, Spielplanentwicklung, Regie, sogar kleinere Schauspielrollen. Bei aller Hingabe und Begeisterung hat er vermutlich schon damals sein erlerntes soziologisches Vermögen eingebracht, was für ihn bedeutet, die Sache, die man liebt, auch aus der kühlen Distanz betrachten zu können. Die Sache, das waren dann in unserer gemeinsamen Arbeit in den Jahren 1993 bis 2005 die Städte Hannover und Hamburg, ihre Theater und die Frage, wie man das Theater und das eigene Leben spielerisch und forschend auf sie beziehen könnte. Schon damals hat

er die Nähe zu den Hochschulen gesucht und gestaltet, aus einem doppelten Interesse heraus. Weil er neugierig war auf den Blick und die Distanz der jungen Schauspielstudierenden, die ja eine andere Fremdheitserfahrung machten als wir Theatermacher. Ohne diese Erfahrung, die man verwandeln will, indem man sich und die Welt durch Spielen verändert, ohne diese Fremdheitserfahrung kann Theater nirgendwo funktionieren.

Mit warmem Herz Salz in die Wunden streuen
Michael Börgerding ist ein zutiefst warmherziger Mensch. Das spürt und erkennt man daran, wie er andere begleitet, an ihnen festhält, auch über lange Zeit hinweg. Aber er hat auch vor seinem Herzen jenen Türsteher der Strenge und Unnachgiebigkeit postiert, ohne den Bildung und Erziehung wohl nicht auskommen. Er kann gelegentlich Salz in die Wunden streuen, die sich Freunde und Feinde aus eigenem Verschulden zugezogen haben. Mit ein, zwei Sätzen gelingt es ihm dann, totales Versagen und völlige Verfehlung zu konstatieren, und das Gegenüber will dann allein schon aus reinem Trotz die Sache besser machen. Es ist also eine Mischung aus Widerstand und Ermunterung, die ihn als Lehrenden wertvoll macht. Dabei ist Börgerding immer bedacht darauf, die eigene Position nicht zu zementieren, sich im Prinzip durchlässig zu halten.

Der schmale Grat zwischen Distanzhalten und Beeinflussenlassen
Im Verhältnis von Theatertheorie und Schauspielausbildung sowie zwischen Theaterpraxis und Schauspiel-ausbildung hat Michael Börgerding erst kürzlich zwei

Entwicklungen ausgemacht. Einerseits ist eine gewisse Abwehrhaltung und Distanz der Schauspielschullehrer gegenüber den postdramatischen Paradigmen und der Ästhetik des Performativen bemerkbar, die ihrerseits im Reden über Theater die absolute Diskursdominanz errungen haben. Andererseits stellte er eine wachsende Auflösung der Abgrenzung vieler Ausbildungsinstitute gegenüber den Theatern fest; die Stadt- und Staatstheater sind also schon lange nicht mehr die Feinde der Ausbildung. In Hamburg ist diese Öffnung ja fast ein programmatischer Teil der Arbeit. Von vielen Lehrern gewollt wird hier eine Vielfalt an Einflüssen, die von Regisseuren wie Luk Perceval, Andreas Kriegenburg, Nicolas Stemann und anderen ausgehen. Es ist schon ein bemerkenswertes Zeichen für die Souveränität der Lehrenden, dass sie ihre Studierenden diesen Einflüssen und gelegentlich auch sich widersprechenden Richtungen aussetzen – zu alledem hinzu, was sie ihnen selbst an Handwerkszeug, was Körper, Stimme, Rolle und Theorie anbelangt, mit auf den Weg geben.

Bandenbildung, Behauptungsenergien und Spielphantasien
Und es ist die ebenso souveräne Behauptung eines Ausbildungsansatzes, den Börgerding selbst auch bei der Regieausbildung vehement vertritt. Es geht nicht darum, die Studierenden in klösterlicher Abgeschlossenheit zu jargon-gestählten und kampfbereiten Dogmatikern einer bestimmten Richtung auszubilden, und auch nicht zu übersensibilisierten, ins eigene tiefe Dunkel hineinhörenden Darstellungswesen. Es gilt vielmehr, Schauspielerinnen und Schauspieler, Regisseurinnen und Regisseure, Dramaturginnen und Dramaturgen auszubilden, die selbst im Feld zwischen Wirklichkeit, Theater und Hochschule die Gabe der Wahrnehmung, Aufnahme und Unterscheidung als Methode erlernen und die im Austausch und bei der Arbeit miteinander, also in Bandenbildung, eigene Behauptungsenergien und Spielphantasien entwickeln.

Den Diskursgewittern ernsthaft und mit Ironie begegnen
Börgerding selbst will kein Übervater sein, sondern eher ein Coach, der auch mal dahin geht, wo es weh tut. Da er früh mit den Theorien der Soziologie in Berührung kam, begegnet er den Diskursgewittern weder mit Abwehr noch mit Demut, sondern ernsthaft und gelegentlich mit Ironie. Das scheint mir ein guter Weg für unsere Hochschulen zu sein: keine Angst zu haben vor Theorie, Handwerk und Wirklichkeit. Nur indem wir tief in sie hineingehen, vermögen wir Orte und Wege zu finden, die den tiefen Bruch zwischen ihnen ausloten.

Michael Börgerding selbst hat kürzlich seiner alten Göttinger Universität sein Lebensmotto verraten: „But I was so much older then – I’m younger than that now“. Er wird es in Bremen brauchen können und die Hochschule für Musik und Theater in Hamburg ohne ihn auch.

Ulrich Khuon ist Intendant des Deutschen Theaters Berlin und wirkte zuvor als Intendant des Hamburger Thalia Theaters, bis 2005 gemeinsam mit Michael Börgerding.



Promotionen

Forschung ist Beziehungskunst „Pro Exzellenzia“-Stipendien für Doktorandinnen der HfMT

von Regina Back, Leslie Leon und Yuki Melchert

Pro Exzellenzia wurde 2010 als hochschulübergreifendes Förderprogramm in Hamburg ins Leben gerufen und richtet sich an Hochschulabsolventinnen, Promovendinnen und Post-Docs aus den Fachbereichen MINT (Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften, Technik), Kunst, Musik und Architektur. Kern des Projekts ist es, die Absolventinnen effektiv und nachhaltig auf ihrem Weg in eine akademische oder außerakademische Laufbahn zu unterstützen. Das umfasst die Vergabe von Promotionsstipendien ebenso wie ein begleitendes Coaching- und Mentoring-Programm, das die Stipendiatinnen mit Workshops und Vorträgen zu Themen wie „Networking“, „Präsentationstraining“ oder „Presse- und Öffentlichkeitsarbeit für die Wissenschaft“ durch die Qualifizierungsphase begleitet. Pro Exzellenzia wird aus Mitteln der Behörde für Wissenschaft und Forschung der Stadt Hamburg und des Europäischen Sozialfonds gefördert; die Projektkoordination liegt bei der Hamburg Innovation GmbH.

Die drei Promotionsstipendien der Hochschule für Musik und Theater erhielten Regina Back, Leslie Leon und Yuki Melchert.

Regina Back: Felix Mendelssohn Bartholdy und Carl Klingemann im Dialog

Die Freundschaft zwischen Felix Mendelssohn Bartholdy (1809–1847) und Carl Klingemann (1798–1862) entstand während der gemeinsam verlebten 1820er Jahre in Berlin. Als Klingemann 1827 im diplomatischen Dienst der Hannoverschen Regierung nach London versetzt wurde, entwickelte sich ein reger Briefwechsel, der bis zu Mendelssohns Tod 1847 anhielt und durch eine mehr als 300 Briefe umfassende Korrespondenz dokumentiert ist. Ein Teil dieses Briefwechsels wurde 1909 publiziert, der größte Teil jedoch – und dies betrifft vor allem Klingemanns Briefe – ist nach wie vor unveröffentlicht und wurde bislang von der musikwissenschaftlichen Forschung nicht zur Kenntnis genommen.

Diese Dokumente liefern jedoch zahlreiche neue Erkenntnisse zur Freundschaft zwischen Mendelssohn und Klingemann und zu den gemeinsam realisierten

künstlerischen Projekten, zu denen etwa das Liederspiel „Die Heimkehr aus der Fremde“ auf ein Libretto Klingemanns und eine Reihe von Liedern nach seinen Gedichten zählen. Im Lauf der Zeit übernahm Klingemann, der über ein dichtes Netz an Kontakten in die Londoner Musikszene verfügte, zudem die vermittelnde Funktion eines Agenten für Mendelssohn und vertrat dessen Anliegen bei Londoner Verlegern, Konzertveranstaltern und Dirigenten. Der durchschlagende Erfolg von Mendelssohns Oratorium „Paulus“ in England ist nicht zuletzt auf das umsichtige und vorausschauende Engagement Klingemanns als Rezensent, Übersetzer und Lektor zurückzuführen.

Klingemann blieb lebenslang einer der wichtigsten Gesprächspartner Mendelssohns in persönlichen und beruflichen Fragen. Der Dialog, den die beiden Freunde in Briefen führten, belegt, dass musikalische Belange dabei ebenso erörtert wurden wie zeitgenössische Literatur, politische Ereignisse und nicht zuletzt auch das Briefeschreiben selbst. Mit Betrachtungen zu Musik und Literatur, zur Briefkultur und dem Begriff der Freundschaft im frühen 19. Jahrhundert bewegt sich die interdisziplinär angelegte Quellenstudie im Spannungsfeld zwischen Musikwissenschaft, Kulturwissenschaft, Literaturwissenschaft und Soziologie.

Leslie Leon: Dialoge und Korrespondenzen – Mela Meierhans. Das Vokalwerk

Im Mittelpunkt der Arbeit steht die Stimme in der zeitgenössischen Musik in allen ihren facettenreichen Ausprägungen. Besonderes Interesse liegt dabei beim Vokalwerk der 1961 geborenen Komponistin Mela Meierhans, die sich seit etwa zehn Jahren intensiv mit den klanglichen Möglichkeiten des Instruments „Stimme“ beschäftigt. Die Dissertation stellt einen wichtigen Schritt zur systematischen musikwissenschaftlichen Untersuchung von Werk und Arbeitsweise der Schweizer Komponistin dar, deren Schaffen bisher weder systematisch erfasst noch wissenschaftlich bearbeitet wurde. Sie knüpft ein Netz von thematischen Spuren, Beziehungen und Dynamiken und stellt Fragen etwa zur künstlerischen und kulturellen Identität.

Mela Meierhans ist eine der bekanntesten Komponistinnen ihrer Nation mit internationalem Erfolg. Eine erste systematische Aufarbeitung des schon jetzt beträchtlichen Werks schien äußerst wünschenswert, zumal alle für die geplante Arbeit notwendigen Quellen des umfangreichen kompositorischen Werks wie Partituren (Vokal- und Instrumentalwerke in allen Besetzungen, Lieder, Bühnenwerke, Orche-

sterwerke, Orchester- und Kammermusik, Solowerke für verschiedene Instrumente und Stimme) ebenso wie musikalische Tagebücher und umfangreiche Aufzeichnungen zum Arbeitsprozess einzelner Kompositionen und umfangreiches Audio- und Video-Dokumentationsmaterial vollumfänglich zugänglich sind.

Leslie Leon beschäftigt sich seit mehr als zehn Jahren als interpretierende Sängerin mit dem Werk Mela Meierhans und hat eine große Anzahl ihrer Vokalwerke zur Uraufführung gebracht.

Yuki Melchert: Gabriele Wietrowetz – eine vergessene Geigerin

Die Geigenvirtuosin Gabriele Wietrowetz (1866–1937) ist nicht nur dem Musikfreund, sondern auch in Fachkreisen und unter Berufsgeigern weitgehend unbekannt. Lediglich in Zusammenhang mit Forschungen zu dem legendären Geiger Joseph Joachim und seinen Schülerinnen stößt man auf ihren Namen.

In Ljubljana geboren, kam Gabriele Wietrowetz zum Geigenstudium nach Berlin an die Königliche Hochschule für Musik, wo sie von Joachim ausgebildet wurde. Bald gehörte sie zu einer der wenigen auch über den deutschsprachigen Raum hinaus bekannten und gefragten Geigenvirtuosinnen. Neben ihrer solistischen Tätigkeit war Gabriele Wietrowetz auch kammermusikalisch aktiv, nicht zuletzt mit dem von ihr gegründeten Frauenstreichquartett. Als erste und einzige Frau ihrer Zeit erhielt sie zudem einen Lehrauftrag in der Streicherklasse der Königlichen Hochschule, den sie über ein Jahrzehnt lang parallel zu ihren instrumentalpraktischen Aktivitäten erfüllte.

Dass die Nachwelt einer solch intensiven musikalischen Berufstätigkeit keine Beachtung schenkte, liegt einerseits in dem im 19. und auch noch im beginnenden 20. Jahrhundert zweitrangigen Stellenwert von Instrumentalistinnen im Vergleich zu ihren männlichen Kollegen begründet. Andererseits wurden private Dokumente von Frauen nur in Ausnahmefällen veröffentlicht und der Forschung zugänglich gemacht. Im Falle Wietrowetz stellt sich die Situation noch komplizierter dar, da ihre persönlichen Dokumente aufgrund ihrer Ehe- und Kinderlosigkeit nicht gesammelt weitergegeben wurden, sondern, sofern sie überhaupt noch existieren, nur vereinzelt in den verschiedensten Archiven und Bibliotheken aufzufinden sind.

Die ihm Rahmen des Pro Exzellenzia-Stipendiums entstehende Arbeit soll nun dazu dienen, die zu Unrecht vergessenen Leistungen Gabriele Wietrowetz in ihrer produktivsten Phase von 1900 bis 1911 darzustellen und einen Anstoß zur Wiederentdeckung einer außergewöhnlichen Musikerin zu geben.

Foto: Leslie Leon singt Mela Meierhans



zwoelf

Kultur- und Medienmanagement

Flammendes Miteinander von Kultur und Management KMM feiert silbernes Jubiläum

von Friedrich Loock

Der Studiengang „Kulturmanagement“ wurde 1987 an der HfMT eingerichtet und war damit bundesweit der erste überhaupt. Zunächst war es ein Ergänzungsstudium, ab 1989 wurde daraus das weiterbildende Diplom-Studium „Kulturmanagement“. 1999 wurde der Bereich „Medien“ hinzugefügt, da viele Absolventen ihren Berufseinstieg in Medieneinrichtungen wählten. Im Jahr 2000 wurde aus dem Studiengang das „Institut für Kultur- und Medienmanagement“. 1987 waren es knapp 20 Studierende, heute sind rund 700 Studierende am Institut KMM immatrikuliert. Damit ist KMM Hamburg Deutschlands größte Einrichtung für Studium, Forschung und Service im Bereich Kultur- und Medienmanagement.

Institutsbereich „Studium“

Das KMM-Studienspektrum ist europaweit einzigartig. Es reicht vom „Bachelor“ über „Diplom“ und „Zertifikat“ bis hin zum „Master“ und „Dr. phil.“. Ziel der KMM-Ausbildung im Präsenz- und Fernstudium ist es, professionelle und kreative Führungskräfte für Management-Aufgaben zu formen, beispielsweise für Museen, Theater, Festivals, Orchester, Bibliotheken, Verlage, Musikschulen, Film- und Fernsehproduktionen, Rundfunkanstalten, Tonträgerhersteller sowie Stiftungen, Vereine, Verbände und Behörden. Im vergangenen Jahr wurden alle Studiengänge des Instituts erfolgreich und ohne Auflagen akkreditiert.

Leitgedanke aller KMM-Studienangebote ist die Förderung fachlich und methodisch fundierter Management-Kenntnisse und des Interesses an einer aktiven und meinungsbildenden Mitgestaltung von Prozessen und Strukturen – innerhalb und außerhalb von Organisationen. Da die Absolventen höchst vielfältige Aufgaben und Tätigkeiten erwarten, ist das Lehrspektrum weit gefasst. Es beinhaltet Wirtschaft und Recht, Kommunikation und Organisation, Politik und Gesellschaft. Dieses Wissen vermitteln die über 40 ständigen Lehrenden gleichermaßen forschungsrelevant wie praxisnah.

Praxisbezug durch „Projektstudium“

Was haben z. B. „KlassikRadio“, „Freunde des Thalia-Theaters“, „kunst meets kommilitonen“ der Kunsthalle Hamburg (ein Programm, um Studierende für einen Museumsbesuch zu gewinnen) und die „freiKartE“ (alle Erstsemester können drei Monate lang unentgeltlich Kultur in Hamburg genießen) gemeinsam? Sie alle wurden im Rahmen des KMM-Projektstudiums konzipiert.

KMM ist zudem Unterstützer zahlreicher Kultur- und Medienprojekte. Es begleitet(e) HfMT-intern beispielsweise viele „Lange Nächte“ sowie die Abschlussproduktionen der Schauspiel- und der Musiktheater-Regie, HfMT-extern unterstützt es z. B. Festivals wie „Elbjazz“ und SHMF, Initiativen wie „The Young ClassX“ und Einrichtungen wie Kampnagel und die Staatlichen Museen.

Das KMM-Fernstudium

Auf dem gewachsenen Fundament des Präsenzstudiums baut das KMM-Fernstudium auf. Die Fernstudiengänge beinhalten Studienbriefe für das Selbststudium und bundesweit stattfindende Präsenzveranstaltungen. Dort wer-



Das KMM-Team (in der Versandstelle für das KMM-Fernstudium, mit den Kennzeichnungs-Nummern der Studienbriefe): Jens Klopp, Darren Grundorf, Christiane Klein, Carolin Oetzel, Tom Zimmermann, Irina Feist, Friedrich Loock, Sarah Horbach, Frank Gaebler

den die praxisrelevanten Modulelemente mit Impulsen für die Berufsfelder der Fernstudierenden gefestigt.

Das Fernstudium kann individuell belegt werden, KMM bietet zudem Organisationen auch „maßgeschneiderte“ Fernstudien-Programme an – dies beispielsweise in Zusammenarbeit mit dem Goethe-Institut. KMM konzipierte und führte ein englischsprachiges Intensivstudium für dessen Stipendiaten aus Nahost und Nordafrika aus. Ziel ist deren Professionalisierung, der Aufbau eines Netzwerks zwischen den Kultureinrichtungen vor Ort sowie die Förderung der Zusammenarbeit der Teilnehmerländer mit deutschen Kulturinstitutionen. Die Teilnehmer kommen unter anderem aus Ägypten, Algerien, Irak, Jemen, Jordanien, Libyen, Marokko, Palästina, Sudan, Syrien und Tunesien.

Institutsbereich „Forschung“

Das enge Zusammenwirken von Theorie und Praxis ist das zentrale Kennzeichen des Instituts KMM Hamburg. Dies gilt für das Studium und gleichermaßen für die Forschung. Die Forschungsaktivitäten des Instituts KMM Hamburg widmen sich zentralen Schwerpunktthemen wie „Zivilgesellschaft“, „Kulturentwicklung“, „Stiftungsmanagement“, „Change Management“ und „Creative Leadership“.

Im Mittelpunkt stehen anwendungsorientierte Forschungs- und Entwicklungsvorhaben, die in Zusammenarbeit mit Institutionen und Unternehmen, Akteuren der Kultur- und Medienpolitik und der Zivilgesellschaft realisiert werden. In den Arbeiten werden komplexe Problemstellungen aus Gesellschaft und Wirtschaft bearbeitet, Beiträge zu wissenschaftlichen Fragen des Kultur- und Medienmanagements geliefert und konkrete Lösungswege für Wirtschaft, Politik, Gesellschaft und Medien aufgezeigt, die auch eine der Grundlagen für unsere beratenden Tätigkeiten darstellen. Wichtige Impulse dazu erhält das Institut KMM von seinen zahlreichen Promovenden, deren Doktorarbeiten den Kultursektor ebenso untersuchen wie den Medienbereich.

Institutsbereich „Service“

Das Institut KMM ist nicht nur als Ausbildungs- und Forschungseinrichtung aktiv, sondern betätigt sich auch als Berater und Dienstleister im Bereich des Kultur- und

Medienmanagements. Wenn etwa eine Kultureinrichtung konzeptionelle Unterstützung oder wissenschaftliche Fundierung wünscht, beispielsweise zum Aufbau eines Freundeskreises oder der (Neu-) Ausrichtung von Sponsoringstrategien, steht das Institut KMM mit seiner gesammelten Expertise aus

Studium, Forschung und dem engmaschigen Institutsnetzwerk als unabhängiger Partner zur Verfügung.

Beispiel „KMM Sprechstunde“

Ein Angebot, das seit mehr als zehn Jahren großen Anklang unter Hamburger Kulturschaffenden findet, ist die „KMM Sprechstunde“. Dieses in Kooperation mit der Kulturbehörde Hamburg geschaffene Beratungsangebot ermöglicht es Kreativen, Fragen und Anliegen zu KMM-Themen mit Experten des Instituts unentgeltlich zu besprechen.

Ständige Wegbegleiter

Das Institut KMM ist stolz auf die Entwicklung, die es genommen hat. All dies wäre jedoch ohne die Begleitung langjähriger Partner nicht möglich gewesen. Der hiesige Platz reicht nicht aus, um sie alle zu nennen – daher stehen für sie stellvertretend zwei Institutionen: Die Vielseitigkeit des Instituts KMM spiegelt sich stark im 1993 gegründeten Alumni-Verein „nwKm“ wieder. Das Netzwerk Kulturmanagement engagiert sich einerseits für die berufliche Entwicklung von Studierenden und Absolventen, indem es unter anderem Workshops, eine Jobbörse und ein Mentorenprogramm anbietet. Andererseits versorgt „nwKm“ Studienabsolventen mit Informationen rund um das Institut und bietet ihnen auf Konferenzen, Tagungen und Alumnitreffen Möglichkeiten zu Begegnung und Austausch.

„Nur wer selbst brennt, kann andere entzünden“. Wer KMM kennt, der kennt diesen Spruch des KMM-Gründers Hermann Rauhe. Der langjährige HfMT-Präsident hat auch lange nach seinem Ausscheiden aus dem aktiven Staatsdienst nichts an Inspiration und Zugkraft für die KMM'ler eingebüßt. Sein Lebens- und Schaffensmotto, sowie sein Bekenntnis zu einem wechselseitig förderlichen Miteinander von Kultur und Management, finden ihren strukturellen Widerhall in der 2007 gegründeten Hermann Rauhe Stiftung. Der Stiftungszweck wird durch selbstinitiierte Vorhaben sowie durch die Förderung und Umsetzung von Projekten umgesetzt. Aktuelle Beispiele für fremd- und eigeninitiierte Projekte sind die „freiKartE“, das bereits erwähnte Beispiel aus dem KMM-Projektstudium, und das „KMM Forum“, eine jährlich stattfindende Strategie-Konferenz zu Herausforderungen des künftigen Kulturmanagements.

zwoelf

Personelles

Ein musikalischer Weltbürger geht Wie Peter Michael Hamel die Hochschule verändert hat

von Klaus Hinrich Stahmer

Vieles hat sich verändert, seit ich 1965 mit einigen Abschlusssexamina in der Tasche das ehrwürdige Gebäude der Musikhochschule am Harvestehuder Weg verlassen habe – baulich allemal, da fallen einem die Neuerungen sofort ins Auge, dann aber vor allem inhaltlich und konzeptionell. Ich treffe an einem Wintertag meinen Freund und Kollegen Peter Michael Hamel an seiner Wirkungsstätte und bin beeindruckt. Er erläutert mir die Lehrpläne und das aktuelle Lehrangebot, und ich stelle fest: So wie hier jetzt Komposition gelehrt und der Umgang mit neuer Musik gepflegt wird, das sah vor einem halben Jahrhundert noch vollkommen anders aus.

Nachfolge von György Ligeti

Hamel wurde 1997 nach Hamburg auf den Lehrstuhl für Komposition und Musiktheorie berufen und trat eine nicht ganz leichte Nachfolge an. In den Jahren 1973 bis 1989 hatte György Ligeti an der Hamburger Musikhochschule eine international bestens renommierte Klasse aufgebaut, deren guten Ruf es zu erhalten und nach Möglichkeit noch zu steigern galt. Bei seinem Amtsantritt hatte Peter Michael Hamel auf die Frage der Interviewerin des Hamburger Abendblatts nach seinen Zielen, Vorstellungen und Ideen geantwortet: „Das ist mein Angebot an dieses Haus: fachbereich-übergreifend zu arbeiten“, und rückblickend kann man sagen: Ein Markenzeichen des umtriebigen und mit 65 Jahren alles andere als zur Ruhe gekommenen Hochschullehrers ist sein ungebrochener Wille zur Vernetzung des eigenen Faches mit allen möglichen Nachbardisziplinen.

Hamel hat einen weiten Horizont. Seine Visionen, als er in Hamburg anfang, waren der Aufbau und die Leitung eines Instituts für interkulturelle Musikforschung, ja, es ist dies wohl der entscheidende Grund für ihn gewesen, überhaupt aus Bayern in die Hansestadt zu wechseln. Dass dieses Projekt, nachdem es von langer Hand ange-dacht und vorbereitet wurde, letztlich dann doch nicht realisiert werden konnte, ist ein Wermutstropfen für den mit Ablauf des Sommersemesters 2012 aus dem Hochschuldienst ausscheidenden Professor.

„Between“: das war Name und Programm zugleich!

Doch auch ohne die Außenwirkung einer solchen Institutionalisierung hat Peter Michael Hamel seine Klasse stets im Sinne eines „integrativen“ Ansatzes geführt, der bereits von Anfang an sein eigenes kompositorisches Schaffen ausgezeichnet hatte und der auch später vielen seiner Schüler als Orientierungshilfe bei ihrer Entwicklung zur künstlerischen Persönlichkeit dienen sollte. Ich selber hatte Anfang der 70er-Jahre die erste der damals brandneuen, von Hamel bespielten Langspielplatten mit der Gruppe „Between“ für mich entdeckt und war spontan von der transkulturellen Offenheit seines Musik-machens fasziniert. „Between“: das war doch Name und Programm zugleich! Da spielte und improvisierte eine Gruppe von Musikern verschiedener kultureller Herkunft auf ganz verschiedenen Instrumenten miteinander, als sei es die selbstverständlichste Sache der Welt, zwischen allen Stilen und Stühlen.

Das Prinzip der Weitsicht wird zur Maxime seines Lebens und seiner Lehre

Hamel hat das große Glück gehabt, in seiner Heimatstadt München von einem weitsichtigen Lehrer geprägt und gefördert worden zu sein. Schon bei seinen frühesten Kompositionen und beim Improvisieren war er von Günter Bialas darin unterstützt worden, den Anspruch einer Synthese zwischen eurozentrischem Denken und transkulturellen Ansätzen zu erfüllen und die Klippen von Skylla und Charybdis zu umschiffen: Nie erlag Hamel den Verlockungen von kommerzieller „East-meets-West“-Romantik und „New-Age“-Popularität. Mir hat gefallen, wie er ganz im Sinne einer vergleichenden Kulturwissenschaft und im Geiste seines geistigen Mentors Jean Gebser das Prinzip der Weitsicht zur Maxime seines Lebens und auch seiner Lehre machte. Seit jener ersten und für mich bedeutsamen Bekanntschaft mit Hamels Musik habe ich dann seinen weiteren Weg aufmerksam verfolgt – seine Reisen, seine Stücke, seine Texte.

Und jetzt vergleiche ich das derzeitige Lehrangebot im Bereich Komposition und Musiktheorie mit dem, was mich bei meinem Studium in den frühen 60er-Jahren im gleichen Hause erwartete, und staune, wie sehr sich das Grundverständnis dessen, was Musik ist, gegenüber früher verändert hat. Da gibt es jetzt vor allem den weit gefächerten Masterstudiengang einer

multimedialen Musik, bei dem neben musikimmanenten Studienschwerpunkten auch Fächer wie Film-, Hörspiel- und Schauspielmusik gelehrt werden und wo das Zusammenwirken von Audio- und Videomedien ins Blickfeld geraten ist. Plötzlich gibt es auch publikumswirksame Veranstaltungen wie „Klangnächte“, wo die Schwellen-angst des Publikums abgebaut und die normalerweise verpönte „neue“ Musik zur „aktuellen“ Musik wird. Das setzt doch eine enorme Offenheit des bzw. der Lehrenden und die Bereitschaft zur Aufgabe liebgeordneter akademischer Bastionen voraus; und genau hier spüre ich Hamels Wirken und Einflussnahme.

Junge Menschen aus verschiedenen Ländern der Erde haben „ihre“ Sprache gefunden

Peter, der mir im Laufe vieler Jahre immer mehr als kollegialer Freund nahegerückt ist, zeigt mir auch bei meinem Besuch Ende 2011 die Liste der von ihm während seiner Hamburger Lehrtätigkeit in 15 Jahren ausgebildeten und examinierten Nachwuchskomponisten. Ich sehe Partituren und viele Programmzettel, und da ist es dann wieder, dieses Gefühl der Offenheit: Junge Menschen aus verschiedenen Ländern der Erde sind zu ihm gekommen und haben unter seiner Anleitung „ihre“ Sprache gefunden – eine Sprache, die sich wohlthuend von den Schemata der landläufigen Avantgarde abhebt und bei deren Gebrauch der hinter den jeweiligen Klängen steckende Mensch erkennbar wird: Ein größeres Kompliment lässt sich wohl kaum machen!

Vorfreude auf künftige Freiräume

Und das Geheimnis seiner Lehre? Ich zögere ein wenig und schreibe schließlich doch hin, was sich mir im Verlauf unserer langjährigen Kontakte als Quintessenz seines Tuns erschlossen hat und was ich auch bei unserer Begegnung wieder erlebe: Es ist diese wohlthuende Atmosphäre größtmöglicher Offenheit; ich spüre sein vorurteilsfreies Annehmen dessen, was sich ihm darbietet, und registriere sein Hinschauen auf das, was ist. Das auch wird es sein, was ihm die nötigen Freiräume für seine eigene Zukunft und für sein in Kürze beginnendes Leben ohne Hochschultätigkeit eröffnet. Peter sieht dem Zeitpunkt der Emeritierung mit Gelassenheit und Vorfreude auf künftige Freiräume entgegen, und es hat mich völlig überzeugt, als er mit aller Bestimmtheit sagte, dass er das Gefühl hätte, wieder mehr Musik machen zu müssen. Viel Glück!

Der Komponist und Musikwissenschaftler Klaus Hinrich Stahmer hat von 1961 bis 1965 in Hamburg an der Hochschule für Musik und Theater sowie an der Universität Hamburg studiert. Nach Fortsetzung und Beendigung seiner Studien an der Universität Kiel lehrte er von 1969 bis 2004 an der Hochschule für Musik Würzburg.



Stimmen über Peter Michael Hamel

„Peter hat ein großes Herz, in das er alle aufnimmt, die ihm über den Weg laufen; er schafft für uns über alle Klassen- und sonstige Grenzen hinweg Möglichkeiten, die eigene Musik nicht nur auf dem Schreibtisch liegend zu besprechen, sondern in der Aufführungssituation mit eigenen und (möglichst auch) fremden Ohren zu hinterfragen. Auf diese Weise habe ich sehr viel lernen dürfen: eine große Offenheit gegenüber verschiedensten widersprüchlichen Musiken mit der beeindruckenden Fähigkeit, auf alle eingehen zu können; immer mit einem sicheren Gespür für Formales und für weiterführende Pfade zu Ähnlichem und noch Unbekanntem.“

Sascha Lemke

„Peter Michael Hamel ist im Unterricht kein ‚Notenzähler‘, und er weigert sich, ‚Rezepte‘ für musikalische Allheilmittel zu verteilen; stattdessen sensibilisiert er für die Suche nach der eigenen musikalischen Identität. Sein Ansatz ist ganzheitlich und sehr persönlich. Im Mittelpunkt stehen unsere Gespräche, die mir unentbehrlich sind, sie motivieren und lassen Ideen reifen – als Mensch und als Freund beweist er dabei immer ein großes Herz. Dafür und für seine zahlreichen Anregungen – Artikel, Partituren, Aufnahmen, Veranstaltungen oder Menschen – seine Offenheit und selbstlose Hilfsbereitschaft bin ich ihm unendlich dankbar.“

Martin von Frantzius

Konzerttermine im Sommersemester 2012

mit Peter Michael Hamel als Komponist und Interpret

Mi 18.4.2012 20.00 Uhr Rathaus Harburg Stars von morgen

Neue Musik mit Peter Michael Hamel und seinen Multimediastudierenden Xiao Fu und Florian Vitez (u. a. Aufführung von „Abschied“ für Altflöte und Harfe)

Fr 20.4.2012 19.00 Uhr Christianskirche Ottensen Duo Performance

Peter Michael Hamel, keyboards
Johnny Hamel, percussion

Mo 21.5.2012 19.00 Uhr Freie Akademie der Künste Quelle der Inspiration: die Improvisation

Vortrag und Prepared Piano-Performance mit Peter Michael Hamel

Mo 4.6.2012 19.00 Uhr Freie Akademie der Künste Musik zwischen den Welten

Das Berlin Trio spielt Kammermusik von Peter Michael Hamel

Fr 22.6.2012 20.00 Uhr

Forum der HfMT Orchesterkonzert

Das Symphonieorchester der HfMT spielt „Gestalt“ von Peter Michael Hamel sowie Werke von Schumann und Tschaikowsky
Matthias Foremny, Dirigent

28. bis 30.6.2012

„Klangreise“ zu Ehren von Peter Michael Hamel

Do 28.6.2012 19.00 Uhr Freie Akademie der Künste Alles aus China

Christiane Edinger, Violine
Xiaoyong Chen, Moderation

Fr 29.6.2012 19.00 Uhr Forum der HfMT

Neue Klaviermusik aus Afrika

Es spielen Lehrende und Studierende
Klaus Hinrich Stahmer, Moderation

Sa 30.6.2012 19.00 Uhr Forum der HfMT Klangreise

Ibn Battuta mit der Ethnoband Embryo



Kinderbetreuung

Ihr Kinderlein kommet – KlingKlang ist deutschlandweit einzigartig

von Nora Höfler

Schon auf der Treppe zum Souterrain der HFMT hört man Kinderlachen und helle, quietschende Stimmen. Im Gang, der zum Raum U16 führt, fährt ein kleiner Junge Bobbycar, und ein Mädchen schiebt einen Puppenwagen durch den Flur. Im bunten KlingKlang-Raum mit Blick auf den Hochschulgarten und die Alster sitzen zwei Betreuerinnen und vier Kinder um einen Esstisch. Alle sind fröhlich, die Kinder reden durcheinander. „Wichtig für uns“, sagt Gudrun Krüger, Leiterin der KlingKlang-Kinderbetreuung, „ist vor allem das soziale Lernen. Das bedeutet einen respektvollen Umgang mit den Kindern, die von uns ernst genommen werden und deren unterschiedlichen Bedürfnissen wir gerecht werden wollen. Auch das gemeinsame Essen und Am-Tisch-Sitzen ist ein wichtiges Ritual.“ Gudrun Krüger ist eine herzliche Frau mit dunklen Haaren und Wollpulli. „Sie ist hier die Mama

für alle – auch wenn wir ja selber alle Bezugspersonen für die Kinder sind. Wir freuen uns jeden Tag auf die Arbeit mit ihnen“, sagt Marlene Terletzki, eine der sechs Betreuerinnen. „Klar ist es manchmal anstrengend, aber wenn man verrückt nach Kindern ist, verfliegt die Zeit nur so.“

KlingKlang ist über die Gleichstellungsbeauftragte Eva Bleckwedel ins Leben gerufen worden, nachdem es ein Bundesprogramm zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen und der Erhöhung der Zahl von Professorinnen an Hochschulen gab. Die HFMT hat an diesem Bundesprogramm teilgenommen, eine weibliche Professorin sowie die Gelder für eine Kinderbetreuung erhalten. Eva Bleckwedel, Martina Bick und Nele Lauer haben das Projekt dann zum Sommersemester 2010 realisiert. Seitdem zeigt sich, wie hoch der Bedarf nicht nur bei Studierenden ist, die ihr Studium mit der Familienplanung

vereinbaren müssen, sondern auch bei Angestellten der HFMT. Die Betreuung ist ein deutschlandweit einzigartiges Projekt. Volle acht Stunden Betreuung stehen jedem Kind kostenlos zu. Die Zeiten und Tage werden für jedes Kind individuell abgesprochen. „Zu uns können alle Kinder kommen, egal wie alt, vom Säugling bis zum Schulkind“, sagt Gudrun Krüger. „Das Projekt soll auch über eine reine Betreuung hinausgehen und eine selbstorganisierte Vernetzung der Eltern an der Hochschule bewirken. Viele Menschen an der Hochschule wissen nicht voneinander, wer noch Kinder hat. KlingKlang ist der Treffpunkt, wo Eltern untereinander Kontakte aufbauen können, um sich wechselseitig zu unterstützen. Über die Betreuung lernen die Eltern auch einen Pool von Babysittern kennen, die sie privat anfordern können.“ Es ist bereits 18 Uhr. Der Raum leert sich. Ein kleiner Junge lächelt und winkt. „Bis morgen“, sagt Marlene.

Glosse

Kreatives Essen
Über die Renaissance der Minestrone

von Daniel Gerzenberg

Das kulinarische Angebot der Hochschulmensa ist wirklich sehr kreativ. Man kann dort Gerichte bestellen, die man sonst nirgendwo bekommt. Heute gab es zum Beispiel halbe Frühlingssuppen. Ich habe mich schon öfter gefragt, wie diese chinesische Spezialität wohl von innen aussehen mag. Leider war die Wahrheit, wie so oft, eher ernüchternd: Verschiedene Gemüsesorten lagen verteilt, aneinandergereiht und durcheinandergewürfelt in der Teigrolle. Man konnte keine logische ästhetische Komposition erkennen – ein postmodernes Kunstwerk. Dem Wetter und der Härte nach zu urteilen, wurden die Rollen wahrscheinlich noch im letzten Frühling hergestellt.

Konsequenterweise gab es die halbe Frühlingsrolle, als spezielles Angebot, auch zum halben Preis.

Erfrischender Blick auf alt(ge)backene Klassiker

Die Individualität der Mensaküche ist jedoch an sich nichts Schlechtes. Schließlich ist die Mensa Teil einer Musik- und Theaterschule. Jeder Studierende ist dazu angehalten, hier seinen ganz persönlichen, individuellen Stil zu entwickeln, und in dieser Hinsicht kann die Mensa allen Künstlern als großes Vorbild dienen. Ständig schafft sie es, auf alt(ge)backene Klassiker einen ganz neuen, erfrischenden Blick zu werfen.

Vor einiger Zeit stand auf der Speisekarte: Minestrone. Als eher konservativer Esser freute ich mich besonders auf diese italienische Suppe, die vermutlich noch aus dem Zeitalter der Renaissance stammt. Die Hochschulküche orientierte sich jedoch nicht an dem mediterranen Vorbild. Das Gemüse schwamm im rötlich angefärbten Wasser und eröffnete eine noch nie dagewesene, impressionistische Sichtweise auf diesen Klassiker. Interessant, dachte ich, schließlich hat Glenn Gould oft gespielte Werke auch vollkommen neu interpretiert.

Nur wenige Restaurants entwickeln einen derartig eigenen Stil. Der Vietnamesische um die Ecke bietet zwar Kokosnuss-Suppen und gebackene Hühner an, dafür hat er aber auch nur ganze Frühlingsrollen im Repertoire. Außerdem ist er nicht wirklich gesprächig. Alles hat seine Vor- und Nachteile.

Fürsorglichkeit wie bei Müttern

Da ist die Blondinenbande unserer Hochschule ganz anders. Die Damen haben immer einen guten Spruch auf den Lippen und sind so fürsorglich, als seien wir ihre eigenen Kinder. Einmal wurde mir erklärt, wie ich die Getränke richtig in die Becher zu füllen hätte, ein anderes Mal musste ich daran erinnert werden, mein Besteck mitzunehmen... Ich hatte es ganz vergessen. Und nirgendwo sonst auf der Welt gibt es einen Cafeteria-Verkäufer, der mit so stolzem Edelmet die Muffins, Cookies und Eierbrötchen darreicht. Soviel ist sicher.

Schlangestehen wie im Sozialismus

Und noch eines darf man nicht vergessen: die Tage des Ausnahmezustandes. Die Überäume sind verwaist, und verlassen sind die Schauspielstudios. Alle Studenten sind wie von Sinnen und nicht mehr zu halten. Sie rennen wie euphorische Kinder durchs Foyer, in der Hoffnung, das letzte Stück zu ergattern. Wie im Sozialismus stehen sie dann Schlange, diese hungrigen Künstler, drängeln sich vor und schlagen, benebelt vom Duft der Mensaluft, um sich: Es gibt Pizza! Salami, Schinken oder vegetarisch.

Daniel Gerzenberg ist Student in der Klavierklasse von Prof. Marian Migdal und schöpft seine Inspiration, nicht zuletzt für seine launige Lyrik, auch gern auch aus dem kulinarischen Kunstschaffen der Hochschulmensa.

Interkulturelle Kompetenz

Vom (Miss)Klang der Kulturen
Bundesministerium fördert Career Center der HfMT

von Martina Kurth

D

Die Bedeutung von Career Centern wird von der Hochschulrektorenkonferenz im November 2011 als zukunftsweisend für die Hochschulentwicklung in den Vordergrund gestellt; im Dezember 2011 erhält das Career Center der HfMT die Zusage vom Bundesministerium für Bildung und Forschung über eine viereinhalb-jährige Förderung. „Der Antrag des Career Centers mit den Schwerpunktthemen ‚Employability‘ und ‚interkulturelle Kompetenz‘ wurde genehmigt, und ich freue mich sehr, dass wir diese wichtigen Bereiche ausbauen können und nun die Möglichkeit haben, unseren Studierenden noch gezielter alle erforderlichen Kompetenzen für die hohen Anforderungen im heutigen Stellen- und Musikmarkt mit auf den Weg geben zu können“, sagt Präsident Elmar Lampson.

In einem internationalisierten Musikmarkt gehört interkulturelle Kompetenz zu den Schlüsselfähigkeiten

„Kompetenzen erweitern, um Chancen zu erzeugen“ ist das Motto des Career Centers. Interkulturelle Kompetenz gehört zu den Schlüsselfähigkeiten. Das Career Center reagiert damit auf die starke Internationalisierung des Musikmarktes und die internationale Ausrichtung der Hochschule sowie der Studierenden. Die HfMT in Hamburg übernimmt hiermit bundesweit eine Vorreiterrolle mit dem Ziel, das Thema in der Ausbildung fest zu verankern. Die systemische Umstellung im internationalen Musikmarkt und die Bologna-Reform haben zu einem hohen Grad an Mobilität und multikulturellen Strukturen geführt. Es ist selbstverständlich, dass deutsche Absolventen der HfMT Orchesterstellen in Dubai anstreben, ebenso wie es selbstverständlich ist, dass ein spanischer, an der HfMT ausgebildeter Geiger, eine Stelle als Kon-

zertmeister in Dortmund antritt. „Dass interkulturelle Konflikte am Arbeitsplatz die Produktivität stören, dessen sind sich besonders die jüngeren Violinisten bewusst. Sie sind es, die besonders häufig angaben, sie hätten sich eine bessere Vorbereitung auf den Berufsalltag, auch auf die Zusammenarbeit mit Musikern aus dem Ausland schon im Studium gewünscht“, schreibt Alexandra Mächtel in ihrer Studie „(Miss)Klang der Kulturen“. Interkulturelle Kompetenztrainings werden deshalb zum regelmäßigen Ausbildungsangebot der HfMT gehören. Außerdem wird das Career Center ein Schreib- und Sprechzentrum entwickeln, das ausländischen Studierenden hilft, die deutsche Sprache schnell zu erlernen.

Kulturelle Vielfalt an der HfMT soll ein Laboratorium für die Entwicklung zukunftsreicher Konzepte sein. Neue Ideen sind gefragt. Kulturinstitutionen unterliegen dem Vorwurf, interkulturell unzureichend zu arbeiten. Länderschwerpunkte bei der Programmgestaltung von Konzerthäusern und Festivals zu setzen, reicht nicht aus. Genau hier können die vorhandenen, aber oftmals ungenutzten Potentiale unterschiedlicher kultureller Denkweisen genutzt werden, um mehr Kultur zu ermöglichen. Interkulturelles Knowhow wird auch für Kulturmanagementstudierende, für Schauspieler und Schulmusikstudierende eine wesentliche Kompetenz sein, um Kultur zukunftsfähig zu gestalten.

Neues Seminar „Konzertideen entwickeln und umsetzen“

„Employability“ ist der zweite Bereich, in dem eine Weiterentwicklung erforderlich ist. Die Herausforderungen liegen in den nächsten Jahren verstärkt darin, die Studierenden beim Übergang zwischen Studium und Beruf zu unterstützen. Immer mehr Künstler entscheiden sich für innovative Karriereformen, bei denen der eige-

ne Gestaltungswille im Vordergrund steht. Eine solche Karriere ist dynamisch und in Bewegung. Das Ergebnis solcher Karrierekonzepte sind Offenheit und die Kunst, im richtigen Moment neue Chancen fürs Musikerleben zu ergreifen sowie durch innovative Konzepte und neue Konzertformen das Kulturleben zu bereichern. Sie erfordern eine Reihe von Kompetenzen, die über das Instrumentalspiel hinausgehen. Begegnungen mit Menschen, die Neues schaffen, finden bereits im Sommersemester statt – mit dem 25 Jahre jungen Cellisten Steven Walter, Leiter des innovativen und mehrfach ausgezeichneten PODIUM Festivals. „Konzertideen entwickeln und umsetzen“, heißt der Seminartitel, dem ein interkulturelles Training vorausgeht und der mit einem Interviewtraining abschließt, in dem die neu entwickelten Konzertideen der Journalistin Dagmar Penzlin vorgestellt werden. Wer eigene Ideen entwickelt und umsetzt, wird als freischaffender Künstler, aber auch als Künstler in Festanstellung die eigene künstlerische Identität am besten entfalten können. Geübt wird dies in hochschuleigenen Konzertreihen, die ebenfalls erweitert werden sollen. Die Studie „The Happy Artist“ (Steiner/Schneider 2012) zeigt, dass die Berufszufriedenheit bei künstlerischen Berufen besonders hoch ist. Dafür müssen künstlerische Berufswege gelingen. „Kompetenzen erweitern, um Chancen zu erzeugen“ gehört daher zwingend zum Ausbildungskonzept einer künstlerischen Hochschule.

Ziel ist es, die Studierenden der HfMT zu befähigen, eigene und interkulturelle Projekte aktiv mitzugestalten, sei es im Kontext der Kulturinstitutionen wie dem Orchester, dem Opernhaus, der Musikschule, sei es in der freien Szene, in Schulen, Kulturvereinen und im sozialen Umfeld. Die Zusatzqualifikation „Interkulturelle Kompetenz“ wird ab 2014 angeboten und kann einen Wettbewerbsvorteil im Berufsleben bedeuten.

Literatur- und CD-Tipps

Die Lehrenden der HfMT sind nicht nur auf der Bühne und beim Unterrichten aktiv, sie bringen außerdem regelmäßig neue CD-Einspielungen und literarische Kostproben auf den Markt. Hier eine Auswahl der aktuellen Neuerscheinungen.

CDs

Max Reger
Violinkonzert A-Dur op. 101/Zwei Romanzen op. 50
Tanja Becker-Bender, Violine
Konzerthausorchester Berlin, Ltg. Lothar Zagrosek
Hyperion

Gabriel Pierné, Niels Wilhelm Gade, Sergei Prokofiev
„Grand Sonatas for Flute“
Elisaveta Blumina, Klavier
Hans-Udo Heinzmann, Flöte
GENUIN

„Adventures of a trumpet“
Matthias Höfs plays Wolf Kerschek
Hamburger Symphoniker, Ltg. Bruno Merse/Jazztrio
Phina Musik

Bücher

Georg Winter/Dagmar Puchalla
„Sprechsport“
Verlagsgruppe Beltz, Weinheim/Basel 2011

Reinmar Emans/Sven Hiemke (Hrsg.)
„Bachs Kantaten“
(Das Bach-Handbuch 1)
Laaber-Verlag, Laaber 2012

Anke Roeder/Klaus Zehelein (Hrsg.)
„Die Kunst der Dramaturgie“
Henschel, Leipzig 2011
(darin: Michael Börgerding: Theater zwischen Kunst und Wirklichkeit)

Anton Rey/Jajo Kurzenberger/Stephan Müller (Hrsg.)
„Wirkungsmaschine Schauspieler – Vom Menschen-darsteller zum multifunktionalen Spielmacher“
Alexander Verlag, Berlin 2011
(darin: Michael Börgerding: Ausweitung der Spielzonen. Der Schauspieler möchte jemand Anderes sein (und keine Maschine))

Beatrix Borchard/Kerstin Schüssler-Bach
„Brahms-Studien“, BD. 16
Hans Schneider Verlag, Tutzing 2011

Technik

Mehr als Bits und Bytes Das Tonstudio der HfMT ist ein kreativer Ort

von Dieter Hellfeuer

A „Aufnahme“ prangt es unübersehbar über dem großen, metallenen Klingelschild, und auch die massive grüne Stahltür lässt ahnen, dass man hier nicht einfach so hereinplatzen darf. Was auch durchaus Sinn macht, denn hinter dieser Tür ist das Tonstudio der HfMT untergebracht, neben dem Videostudio sowie der Tonregie elementarer Bestandteil des „AV-Medienzentrums“ der Hochschule. Herr über all die vielen Regler, Knöpfe, Lautsprechermonitore und Bildschirme, die einem beim Eintreten empfangen, ist Andreas Hübner, und das seit nunmehr 26 Jahren. Zu seinem 25jährigen Jubiläum haben der studierte Schulmusiker und sein Kollege Phillip Schulz sich ein besonderes Geschenk gemacht, indem sie das längst fällig gewordene „Update“ des in die Jahre gekommenen Studios von der Planung bis zum Einbau der komplizierten Technik in Eigenregie über die Bühne gebracht haben.

Der „kleine Unterschied“ zum I-Phone
Herzstück des neuen, etwa eine dreiviertel Million Euro wertvollen Tonstudios ist ein digitales Studer-Mischpult mit 32 Spuren und 216 Inputs. Dazu kommt eine ganze Armada an Peripheriegeräten, die zusammen mit digitalen wie analogen Aufnahme- und Wiedergabegeräten sowie der neuesten Software für den „kleinen Unterschied“ zu Home-Recording-Experimenten am I-Phone sorgen.

Andreas Hübner, der neben seiner Aufgabe als Tonmeister in diesem Kontext auch als Dozent an der HfMT aktiv ist, macht keinen Hehl daraus, dass die Arbeit in einem gut ausgestatteten Studio für ihn ein Traumjob ist. „Trotz meiner jahrzehntelangen Erfahrungen ist das

Aufnahmen von Musik stets von neuem ein spannender und kreativer Prozess. Das fängt bei der Auswahl und Aufstellung der Mikrofone an und endet beim finalen Mastering hier am Mischpult. Außerdem macht es Freude, den Studierenden, von denen die meisten mit Frequenzkurven oder Klirrfaktoren eher weniger am Hut haben, eine möglichst authentische Aufnahme ihrer Musik zu ermöglichen.“

Studierende testen ihre Leistungsfähigkeit unter Studiobedingungen

Die Auslastung des Studios ist hoch, an drei Tagen in der Woche finden Aufnahmen statt. Das beinhaltet Tonaufzeichnungen im Produktionsstudio sowohl für Dokumentations- als auch für Bewerbungs- und Prüfungszwecke. Unter der Anleitung des Tonstudio-Teams können die Studierenden ihre Leistungsfähigkeit unter Studiobedingungen im Gegensatz zu Live-Auftritten entwickeln. Auch Popular-, Elektronische- und Neue Musik finden in dem Tonstudio eine praxistaugliche Arbeitsumgebung vor. Dazu kommen Live-Mitschnitte von Hochschulveranstaltungen wie Opern, Schauspielproduktionen und Konzerten.

Keine Panne in 26 Jahren

Unterstützt wird Andreas Hübner neben Phillip Schulz von Alina Frincke und der studentischen Hilfskraft Pirka Karppinen; für den Forumsbereich ist Katharina Raspe als Tonmeisterin zuständig. In seinen 26 Jahren an der



HfMT weiß Andreas Hübner über keine größere Panne mit der sensiblen Technik zu berichten. Vom Wasserschaden, der das Forum im Herbst 2010 heimsuchte, ist das Tonstudio gänzlich verschont worden. „Das wäre in der Tat eine Katastrophe gewesen“, sagt er und schiebt einige Regler am Mischpult hoch, um mir eine Aufnahme mit Klarinette und Klavier vorzuspielen. Der Klang ist perfekt, nichts rauscht oder klirrt, aber ich hatte auch nichts anderes erwartet. „Digital eben“, sagt Andreas Hübner, um gleich darauf anzumerken, dass sein Herz eigentlich ja der analogen Technik gehört, als Fotograf mit seiner Leica-Kamera ebenso wie als Liebhaber von Vinyl-Schallplatten. „So weit fortgeschritten das alles inzwischen auch sein mag – das wahre Leben lässt sich nicht in Bits oder Bytes pressen.“

Foto: Andreas Hübner und Phillip Schulz

Studium generale

Hinterfragen, kontextualisieren, reflektieren

von Frank Böhme

Ein gutes Jahrzehnt nach der Bologna-Erklärung ist die strukturelle Vorgabe einer Umstellung der Studiengangssysteme zwar weitgehend erfüllt, die ideellen Auseinandersetzungen um die Wirkungen der Reform dauern indes an. Sowohl die Umstellung als auch die Diskussion haben aber auch Möglichkeiten geschaffen, alte Strukturen neu zu überdenken und tradierte Lehrformen mit neuem Leben zu versehen.

Vor diesem Hintergrund haben Studia Generalia einen neuen Impuls erhalten und können auf mehreren Ebenen Lösungsansätze bieten. Zunächst ermöglichen sie eine Auseinandersetzung mit fachfremden und interdisziplinären Inhalten, für die in den regulären Curricula oft kein Platz bleibt, und fördert die Reflexion über die Möglichkeiten und Grenzen der jeweils eigenen Disziplin. Damit befinden sie sich in einem Spannungsfeld zwi-

schen Lehre, Forschung und Gesellschaft. Es kann sowohl hinsichtlich der Entwicklung innovativer Lehr- und Lernformate als auch bezüglich der didaktischen Schulung der Lehrenden jene Freiräume bieten, die im Zuge der Umstrukturierungen der Studiengänge vielfach wegfielen und -fallen.

In der norddeutschen Hochschullandschaft gibt es unterschiedlichste Ansätze einer curricularen Umsetzung. Vor gut zwei Jahren haben sich die Dekane und Programmleiter zu einem ersten Erfahrungsaustausch getroffen. Fragen der inhaltlichen Ausgestaltung und der Didaktik, aber auch der Schwierigkeiten, sich im universitären Alltag zu behaupten, standen und stehen auf der Agenda.

Aus diesen informellen Treffen hat sich eine intensive Zusammenarbeit entwickelt, die sich in zwei Ereignissen wiederfindet. Am 21. und 22. Juni wird das Netzwerk

Nord mit einer Gründungsveranstaltung und einem Workshop gegründet. Gastgebende Institution ist die Leuphana Universität in Lüneburg. Zu den Gründungshochschulen gehören weiterhin die Bucerius Law School, die Helmut-Schmidt-Universität, die HafenCity Universität, die Technische Universität Hamburg-Harburg, die Universität Hamburg und die HfMT.

Eine zweite Aktivität ist eine gemeinsame Vorlesungsreihe. Ausgangspunkt ist die Neuinszenierung von Weills Oper „Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny“, die im Juni im Forum herauskommt. Aus unterschiedlichen Perspektiven wird das Stück hinterfragt und zeitlich kontextualisiert (Programm, siehe Seite 6). Auch in den kommenden Semestern wird das Netzwerk ein interdisziplinäres Studium generale-Programm anbieten, das alle Studierenden und Gäste besuchen können.

Jazz

Musikalische Erschließung eines Unortes: „Live für die Insel“

von Chris Lüers

Die Geschichte von Hamburgs erstem Kulturfestival auf einer Verkehrsinsel nahm ihren Anfang bei Gabriel Coburgers „FAT JAZZ“ in der Bar 227. Dort saß ich vor genau einem Jahr mit Matheus Lenzinski, Student im Bereich „Kultur der Metropole“ in der HafenCity Universität Hamburg, bei einem Astra zusammen, um über eine seiner Ideen zu sprechen. Im Rahmen eines HCU-Projektes sollten sogenannte „Unorte“ temporär aufgewertet werden. Der Plan war simpel: Der „Unort“ – ausgewählt wurde eine Verkehrsinsel in Mundsburg – sollte durch eine neue Funktion, die sich von ihrer ursprünglichen weit entfernt, qualitativ verbessert werden. Einen Tag lang sollte die Verkehrsinsel zu meinem Probenraum werden.

Die Idee war zündend, das Bier war leer, wir machten uns an die Arbeit – und verloren dabei völlig die

Kontrolle. Anstatt in einen Probenraum, verwandelte sich die Verkehrsinsel in eine ganze Festivalstätte. Das Resultat dieses Kontrollverlustes hieß „Live für die Insel“ 2011 – zwei Tage, eine Verkehrsinsel, drive-by-kultur. Der Weg zu diesem Festival brachte uns auch Antworten auf Fragen, die wir uns schon lange stellten: Denn wie kann man ein neues, innovatives Format mit genügend Freiheit schaffen, um verschiedene Disziplinen, wie zum Beispiel Stadtplanung, Street-Art und Jazz miteinander zu vereinen? Wie ist es möglich, aus der Hochschulwelt auszubrechen, um seinen eigenen Ausdruck oder seine eigene Tonsprache in immer neuen Kontexten zu erproben und weiterzuentwickeln? Die Antwort ist verblüffend einfach: Alles was man dafür braucht, haben wir täglich direkt vor der Nase: Ein kreatives Umfeld, Hochschulen voll junger Talente und Ideen und eine Stadt voller Raum für Neues.

Bald begegnete mir eine andere Frage, nach deren Antwort ich länger suchen musste. Nach unserer ersten Ausstellung „Reif für die Bar“ im November 2011 fragte man mich: „Was bringt dich als Student der Hochschule für Musik und Theater dazu, ausgerechnet mit Matheus, einem ‚Experten der urbanen Resteverwertung‘ zusammenzuarbeiten?“

Ehrlich gesagt, hatte ich mir diese Frage noch nie selber gestellt. Heute aber weiß ich, was mich dazu bringt. Matheus ist das Beispiel eines Künstlers, der alles mitbringt, was man an Jazzmusikern besonders schätzt: Den Willen, immer wieder Neues zu erschaffen, eine unstillbare Neugier und ein natürliches Talent zur Improvisation. Und natürlich den Mut, sich auf eine Verkehrsinsel zu stellen und immer wieder über den eigenen Tellerrand hinauszuschauen.

Chris Lüers ist Posaunist und Pianist. Er studiert Jazz an der HfMT.

ASTA

Wartest du noch oder übst du schon? Raum zur Entfaltung von künstlerischer Exzellenz gefordert

von Annemarie Utz



Wer an der Hochschule für Musik und Theater Hamburg studiert, sollte, so mag es einem Außenstehenden scheinen, keinen Grund zum Klagen haben: Renommiertere Professoren, eine breite Auswahl an Studiengängen und die wunderschöne Alsterlage sind sicherlich keine schlechten Studienbedingungen. Und dennoch wächst der Unmut der 750 Studierenden, denn die breite Auswahl an Studiengängen kann nur unzureichend studiert werden, weil im Hauptgebäude lediglich 17 und im angemeieteten, nicht schallisolierten „Theater im Zimmer“ sechs Überäume für die allgemeine Studierendenschaft zur Verfügung stehen. Die Wartedauer auf einen solchen Raum beträgt im Durchschnitt mindestens eineinhalb Stunden. Alle weiteren Unterrichtsräume sind nur mit Sondergenehmigung (also ein nahendes Konzert, eine

anstehende Prüfung o.ä.) belegbar und im Hochschulalltag jedoch so stark ausgelastet, dass ein solcher Schein keinen Nutzen bringt. Dabei ist kein künstlerischer Werdegang möglich ohne die dazugehörige kontinuierliche Arbeit von vier bis sechs Stunden täglichen Übens. Die Ermöglichung solcher Studiums-Grundlagen ist die Pflicht einer Hochschule von nationalem sowie internationalem Rang.

Der notwendige Raumbedarf wird mitnichten erfüllt

Laut einer Umfrage der HfMT Hamburg aus dem Jahr 2011 zur Überaum-Situation deutscher Hochschulen beträgt die Zahl der Studierenden, die für ihren Studiengang regelmäßige Überzeiten benötigen, 23,91 pro Überaum an der HfMT Hamburg. Zum Vergleich: In den Hochschulen Freiburg und Bremen liegen diese Werte bei 11,67 bzw. 11,47. Die Musikhochschulen in Lübeck

und Berlin bilden die Spitze mit 8,89 und 6,71 Studierenden pro Überzelle. Zieht man das Bedarfsmodell der HIS GmbH (Hochschul-Informationssystem) hinzu, wird deutlich, dass der vom HIS als notwendig befundene Bedarf von einem Überaum pro elf Studierende in Hamburg nicht erfüllt ist. Hiernach müssten in unserer Hochschule 50 Überäume für ihre

Studierenden bestehen, folglich mehr als das doppelte des aktuellen Angebotes.

Seitens des Präsidiums bestehen seit mehreren Jahren Pläne zum Umbau einer der beiden Tiefgaragen, baustatische Probleme erschweren das Vorhaben, die Gespräche über eine Realisierung laufen noch. Gespräche zur Anmietung von Räumen in der Umgebung erweisen sich als schleppend.

Über-Möglichkeiten sind neben qualifizierten Professoren das wesentliche Kriterium für die Wahl des Studienorts

Dabei sind die Über-Möglichkeiten neben qualifizierten Professoren das wesentliche Kriterium und damit eine essentielle Voraussetzung für zukünftige Hamburger Musikstudierende. Sind diese nicht erfüllt, kann das Fehlen von Überäumen im Ernstfall zum Ausschlusskriterium des Studienortes Hamburg führen, wo doch andere Hochschulen wesentlich günstigere Voraussetzungen bieten, um professionell zu arbeiten.

Wenn die HfMT Hamburg weiterhin ihrem Leitmotiv „künstlerische Exzellenz in gesellschaftlicher Verantwortung“ (siehe: <http://www.hfmt-hamburg.de/hochschule/leitmotiv/>) treu bleiben will und die „Entwicklung künstlerischer Professionalität“ als zentrale Aufgabe der Hochschule versteht, muss auch die Grundvoraussetzung dafür geschaffen werden: genug Platz zur Entfaltung einer künstlerischen Exzellenz. Denn wie Johann Wolfgang von Goethe schon treffend zum künstlerischen Arbeiten bemerkte: „Das Außerordentliche, was solche Menschen leisten, setzt eine sehr zarte Organisation voraus, damit sie seltener Empfindungen fähig sein und die Stimme der Himmlischen vernehmen mögen.“

Annemarie Utz studiert Schulmusik LOA.



Musikvermittlung

„Dieses Stück hat etwas mit mir zu tun!“ Wie aus Schülern Komponisten werden

Christoph Schönherr im Gespräch mit Peter Krause

Seit der PISA-Studie wurden nicht nur in der Schule „Bildungsstandards“ zum Maß aller Dinge erhoben. Auch die Universitäten beschränken sich immer mehr auf die schablonenhafte Vermittlung beruflich direkt anwendbarer „Tools“.

Welches Erziehungsideal vertreten Sie mit Ihrer Konzeption der Musikpädagogik?

Ich bin seinerzeit auf eine Professur mit dem schönen Namen „Schulische Musizierpraxis und ihre Didaktik“ berufen worden. Ein sehr kluger Stellenzuschnitt, denn er ermöglicht mir die Verzahnung von Praxisorientierung und Theoriebildung. Natürlich möchte ich meine Studierenden auf ihr späteres Berufsleben vorbereiten, doch der künftige Musikunterricht meiner Studierenden sollte über die Vermittlung anwendbarer Fertigkeiten und „Tools“ hinausgehen.

Sie bezeichnen Ihre Musikvermittlung als phänomenorientiert. Ist damit die Musik als Phänomen gemeint?

Bei meinem Ansatz geht es nicht um Musik als Phänomen, vielmehr nutze ich Phänomene aus der Lebenswelt der Schülerinnen und Schüler als Impulse, um deren ästhetische Gestaltungsarbeit zu intensivieren. Ein Beispiel: Wenn wir Stücke musizieren, die um das Phänomen „Wasser“ kreisen, dann können die individuellen Erlebnisse und Erfahrungen, die die Schülerinnen und Schüler mit diesem Phänomen gemacht haben, zu größerem Gestaltungswillen führen. In einem erfolgreichen Vermittlungsprozess nimmt der Schüler für sich an: Dieses Stück hat etwas mit mir zu tun! Seinem Spiel kann dann vielleicht der Übersprung von einem bloßen „Notenköpfe-Buchstabieren“ zu einem „sinnerfüllten Musizieren“ gelingen. Aktuell erinnern die Zeitungen an die große Sturmflut in Hamburg vor fünfzig Jahren. Ich kann mir vorstellen, dass Menschen, die das miterlebt haben und sich daran erinnern, Telemanns „Ebb“ und Flut“ anders musizieren... Im Übrigen geht es aber bei diesem Ansatz nicht nur um Naturphänomene.

Ja, auch bei Phänomenen wie „Abschied“, „Nacht“, „Aufbruch“ oder „Heimat“ macht ja ein fächerübergreifender Unterricht besonders Sinn. Kann also ein im Deutschunterricht gelesenes Gedicht die Beschäftigung mit einem Schubert-Lied auslösen?

Zunächst möchte ich eines klarstellen: Wir „behandeln“ nicht etwa „Abschied“ oder „Nacht“ im Musikunterricht, sondern wir nutzen die Auseinandersetzung mit dem Phänomen für Impulse, die die ästhetische Gestaltungsarbeit beim Musizieren befördern. Andererseits haben Sie völlig recht: Mein Ansatz denkt tiefst fächerübergreifend. Ich kann Schule ohnehin nur fächerübergreifend denken. Jedes Fach hat seine ganz spezifische Sicht auf das jeweilige Phänomen. Bleiben wir beim Wasser: Die Chemie versucht es mit einer Formel zu fassen, die Geografie interessiert sich für Küstenformationen etc. Die ästhetischen Fächer haben ihre eigenen (gleichwertigen) Fragestellungen und manchmal auch Antworten.

Musikunterricht war bislang durch das analytische Abarbeiten eines klassischen Werkkanons geprägt. Dahinter steht noch

die Vorstellung der Genieästhetik: Große Meister haben unsterbliche Werke geschaffen, die ein guter Deutscher eben kennen muss. Sie stellen stattdessen den aktiven Umgang mit Musik in den Mittelpunkt, so entstehen auch eigene Kompositionen der Schüler. Wie verändert sich der Werkbegriff dadurch? Wird Musik aller Genres „verfügbar“ – und damit gleichwertig?

Das sind gleich mehrere Fragen, die für mich aber eng zusammenhängen: Ich beginne einmal bei den „eigenen Kompositionen der Schüler“. In der Tat spielen die eigenen Gestaltungsversuche bei meinem Ansatz eine große Rolle. Es sind weniger Kompositionen als Gestaltungsfreiräume für Improvisationen zum jeweiligen Phänomen. Hier findet eigentlich die intensivste Auseinandersetzung mit dem jeweiligen Phänomen statt. Diese Arbeit strahlt aus auf das Musizieren bereits komponierter Stücke – damit bin ich bei der zweiten Frage – beeinflusst die Haltung, mit der die Schüler die „großen“ Werke rezipieren. Im Gegensatz zu den Vorstellungen der Genieästhetik begegnen die Schüler den Werken gewissermaßen auf Augenhöhe. Wenn sie sich beispielsweise in ihren Improvisationen mit der Atmosphäre des Meeres auseinandergesetzt haben, werden sie „La mer“ von Debussy mit einer anderen Haltung hören. Es wird sie vielleicht stärker interessieren, wie der „Kollege“ Debussy mit demselben Phänomen musikalisch umgegangen ist. Zu der von Ihnen angesprochenen „Gleichwertigkeit der Genres“ kann ich nur sagen: In jedem Genre gibt es spannende und intelligente, aber auch totlangweilige Musik. Einen Werkekanon à la Schwanitz empfinde ich schon wegen der fehlenden zeitlichen Ressourcen für das Fach Musik geradezu als absurd.

Die Offenheit Ihres Ansatzes zieht auch kritische Fragen nach sich. Wie beurteilen Sie die Schüler niedrigschwellig „abholenden“ Leichtigkeit und einer musikalischen Beliebigkeit nach sich. Was entgegen Sie Kritikern?

Es freut mich, dass Sie danach fragen: Was heißt denn niederschwellig oder was wäre hoch- oder höchstschwellig? Ich habe entsprechende Publikationen in der Vergangenheit nur mit Kopfschütteln zur Kenntnis nehmen können. Mir scheint, dass mancher Autor in völliger Unkenntnis der schulischen Gegebenheiten schreibt. In Hamburg beispielsweise gibt es das Fach Musik verpflichtend nur noch bis einschließlich Klasse 6. Danach beginnt bereits der Wahlpflichtbereich, d.h., den Kolleginnen und Kollegen vor Ort muss es in erster Linie gelingen, die Schüler für das Fach Musik, aber vor allem für die Musik selbst in dem Maße zu begeistern, dass sie das Fach anschließend weiter wählen. Das gelingt manchen Schulen ziemlich gut, beispielsweise der Stadtteilschule Horn, mit der wir in unserem Netzwerk NHS zusammenarbeiten. Nun kommen die meisten Schüler dort aus eher „bildungsfernen“ Familien. Der Musiklehrer kann also nicht schon auf mehrjährigen privaten Instrumentalunterricht aufbauen, sondern muss mit seinen Angeboten auf die gegebene Situation Rücksicht nehmen. Deshalb macht er in meinen Augen noch lange keine „niederschwellig“ Angebote. Dass er die Schüler bei „ihrer“ Musik abholt, finde ich in Ordnung. Mit Leichtigkeit muss das nicht unbedingt etwas zu tun haben. Wenn ich mich erinnere, mit welcher Intensität

Zu den Zukunftsthemen der HfMT gehört die Musikvermittlung, der wie diese Doppelseite widmen. Auf der linken Seite lesen Sie ein Interview mit Pädagogik-Professor Christoph Schönherr, der mit seiner phänomenorientierten Musikvermittlung die gängigen Methoden des „Notenköpfe-Buchstabierens“ verlässt. Rechts lesen Sie einen Bericht darüber, wie das Londoner Trinity Laban Conservatoire of Music and Dance langfristig und vielseitig vernetzt die kulturelle Bildung stärkt.

und Anstrengung die Schüler an dieser Schule bei unserem letzten Projekt zum Phänomen „Heimat“ gearbeitet haben, dann wünschte ich mir, dass entsprechende Autoren diesen Unterricht einmal gesehen hätten. Sie würden sich eher verschlucken, als solche Vokabeln nochmals in den Mund zu nehmen. Interessant im Projekt „Heimat“ war eine Begebenheit: Die Schüler hatten mit unseren Studierenden über mehrere Wochen zum Phänomen musikalisch gearbeitet, z. B. eigene Raps geschrieben, als in einer der letzten Stunden zwei Studierende ihnen „Der Wanderer“ von Franz Schubert vortragen. Die Ernsthaftigkeit, mit der die Schüler lauschten, hat tiefst berührt.

Wenn Schülerinnen und Schüler in einem Projekt zu sehr unterschiedlichen Ergebnissen kommen, also sehr verschiedene Fassungen oder Interpretationen erarbeiten, muss eine Klasse Andersartigkeit, also Kontingenz, aushalten, die möglicherweise auch durch die vielseitigen kulturellen Hintergründe der Schüler bedingt ist. Gehört das Infragestellen eigener Positionen zu den Lernzielen?

Wenn man den Begriff „Phänomen“ genau nimmt, muss es eigentlich zwangsläufig zu unterschiedlichen Fassungen bzw. Interpretationen kommen, denn es geht dabei darum: Wie erscheint etwas für MICH? Damit wird auch deutlich, wie sehr der Ansatz den Schüler ins Zentrum stellt. Jeder hat seine eigenen, ganz individuellen Erlebnisse und Vorerfahrungen, die er mitbringt, deshalb gibt es kein intersubjektiv gültiges Richtig oder Falsch.

Musikvermittlung ist zu einer Mode geworden. Selbst bescheidenen und nur kurzfristig wirksamen Projekten wird zu großer öffentlicher Wahrnehmung verholfen. Was ist Ihnen wichtiger: der Prozess der Entwicklung eines Semesterprojekts oder die gelungene Produktion zum Abschluss?

Eigentlich ist mir der Prozess wichtiger, weil gerade dort die obengenannte Verständigung stattfindet. Als ausübender Musiker müsste ich lügen, wenn ich die Thermik, die von einer bevorstehenden Aufführung ausgeht, ignorieren würde.

Ästhetische Bildung ist immer noch enormem Legitimationsdruck ausgesetzt. Das führt dazu, dass immer öfter all die positiven Transfers auf das Sozialverhalten betont werden, die das Musizieren so mit sich bringt. Der Eigenwert von Musik aber ist kaum noch selbstverständlich. Mit welcher Argumentation weisen Sie auf die Bedeutung Ihres Ansatzes hin?

Er steht dafür, dass die Musik im Fächerkanon der Schule ihren eigenen gleichberechtigten Stellenwert hat. Eine Formulierung, die leider nicht von mir ist, trifft es recht gut: Musik – unsere Welt als andere.

Prof. Dr. Christoph Schönherr hat seit 1999 an der HfMT den Lehrstuhl „Schulische Musizierpraxis und ihre Didaktik“ inne. Am 13. April um 17 Uhr findet im Forum der HfMT die Präsentation seines Projekts „Nacht“ zur phänomenorientierten Musikvermittlung mit Studierenden des Instituts für Schulumusik und Schülern statt.

Musikvermittlung

Der (eigene) Weg ist das Ziel London entfesselt gebündelte Kräfte der Musikvermittlung

von Peter Krause



H

Heiner Goebbels höchstpersönlich sitzt am Mischpult der Royal Festival Hall des South Bank Centers, wo gerade die Londoner Premiere seines Orchesterwerks „Surrogate Cities“ über die Bühne geht. Seit der Frankfurter Ur-

aufführung 1994, geschrieben für die Junge Deutsche Philharmonie, ist diese szenisch gedachte und literarisch aufgeladene Sinfonie der Großstadt bereits erstaunliche 34 Mal produziert worden. Und ist jetzt vollends dort angekommen, wo sie hingehört – in einer Metropole, aus der die krass kontrapunktische Polyphonie des urbanen Raums noch aus ihrem stillsten Winkel tönt: Die höllische Härte von Betonklötzen, das rhythmische Rattern der Tube, das groovende Getriebensein des menschlichen Pulses und doch auch manch idyllische Insel des Rückzugs – all dem verleiht der diesen Sommer 60 Jahre alt werdende Komponist mit seiner enormen Schlagzeug- und Blechbläserarmada eine körperlich spürbare musikalische Vitalkraft. Könnte diese gar nicht zivilisationskritische, sondern mit praller wie poetischer Bildkraft gemalte Vision der Metropole in besseren Händen sein als in denen der musikalischen Jugend? Und kann es ein richtigeres Publikum geben als die Kids solcher Stadtteile wie den Docklands, Canary Wharf und der Ilse of Dogs, in denen bis zu 97% der Kinder Migrantenhintergrund haben und die Isolationsprobleme nach veritablen Integrationsschüben schreien?

selbstverständliche Teilhabe

Das Trinity Laban Conservatoire of Music and Dance hat in einer breit angelegten konzertierten Aktion Partner aus Bildung, Kultur und Wirtschaft zusammengeführt, um nachhaltig die kulturelle Erziehung zu fördern und den Zugang zu den Künsten und die selbstverständliche Teilhabe daran möglich zu machen. Damit begegnet die Institution entschieden jener lauter werdenden Kritik (die auch auf dem jüngsten Musikvermittlungskongress der Körber-Stiftung artikuliert wurde) an den lediglich kurzfristig wirksamen Aktionen der „Music Education“. Das Konservatorium, im Old Royal Naval College des

beschaulichen Greenwich mit seiner Musikfakultät und in Herzog & De Meurons imposant innovativ gestaltetem Gebäude in Deptford mit Europas bestausgestatteter Fakultät für zeitgenössischen Tanz gelegen – es begreift Musikvermittlung als umfassende und zentrale Aufgabe, von der Dozierende und Lernende gleichermaßen durchdrungen sind. Alles beginnt damit, dass künstlerische Kompetenz hier nicht erst im Rahmen der postgraduierten Studienangebote erworben wird: Jeden Samstag öffnet die Hochschule ihre Pforten als Jugendmusikschule. Im „Junior Trinity“ können Dreieinhalbjährige bis 19-Jährige nicht nur Chorsingen, Instrumente, Orchester- und Big Band-Spiel sowie Tanz lernen, sondern sogar Komposition und Dirigieren belegen.

Individualisierung statt Standardisierung von Bildung

Für den ehemaligen Studenten Duncan Ward war genau diese individuelle Kopplung und gezielte Stärkung seiner Interessensgebiete der Schlüssel zu seinem heutigen Erfolg: Der 22 Jahre junge Künstler debütiert in diesem Jahr am Pult der Bamberger Sinfoniker. Marion Friend leitet das Junior Trinity-Programm und hebt gerade die Bedeutung des „persönlichen Stundenplans“ hervor, der „Unabhängigkeit und Selbstbewusstsein stärken soll, damit die Absolventen ihr Potenzial als Künstler wirklich erreichen“. Nicht die Standardisierung von Bildung, sondern deren Individualisierung wird großgeschrieben. 60 bis 70% der Teilnehmer am Junior Trinity gehen ihren Weg zur Musik weiter, sei es im eigenen Haus oder an den anderen Hochschulen. „Unser Programm verändert Leben“, sagt Marion Friend mit dem ehrlichen Enthusiasmus des britischen Understatement und trennt dabei mitnichten die Erfolge der Musikerziehung mit ihrer Entdeckung herausragender Begabungen von den sozialen Folgeeffekten, die ihr Angebot durch die wöchentliche Samstagsschule in Greenwich und die Satelliten-Schulen in den Problemstadtteilen erzielt. Teilhabe, Inklusion und „Outreach“ sind die Schlüsselbegriffe dieses Ansatzes, der die Entwicklung künstlerischer Exzellenz als Ziel selbstverständlich einschließt.

künstlerische Barrierefreiheit

Besonders innovativ und zukunftsweisend ist die kunstspartenübergreifende Arbeit: Da gehen aus dem Besuch der Nationalgalerie zeitgenössische Gruppenkompositionen hervor, zu denen Kerry Andrew, Composer in Residence in Londons Händel-Haus Museum, ihre Schützlinge anregt. Der Modern Dance wirkt als weiterer Schlüssel zu jungen Menschen aus nichteuropäischen

Kulturen. Bewegungsimprovisationen und Eurhythmie öffnen dann auf spielerische Weise tänzerische Türen selbst zu Schumann und Beethoven – oder eben zu Heiner Goebbels Opus. Dessen „Surrogate Cities“ erweist sich als perfekte Inspirationsquelle für die eigenen Entdeckungsreisen der jungen Leute, die ihre Stadt und ihr Leben durch diesen kreativen Prozess begreifen lernen. „Für viele Teilnehmer ist das Musizieren und Tanzen die erste Erfahrung dieser Art – und eine genuine Überraschung, den Blick auf ihre Stadt zu verbalisieren und künstlerisch zu verarbeiten“, sagt Claire Mera-Nelson, Direktorin der Musikfakultät des Trinity. Das Konzept der „Response“, also der gefühlsmäßigen, tänzerischen und geistigen „Antwort“ und Reaktion der jungen Leute auf ein Werk wie „Surrogate Cities“, wird mitunter als zu eng gefasst betrachtet. Hier wird es überzeugend angewandt: Denn Goebbels musikalischer Großstadtfilm diene den 550 Teilnehmern nicht nur als musikalische, sondern auch als thematische Inspirationsquelle für die eigene genuin kreative Betätigung, die von einer Breakdance-Truppe bis zu einem Blockflöten-Ensemble reichte, das Kompositionen von Mitschülern aus der Taufe gehoben hat und dabei die musikalischen Grenzen lustvoll ins Vokale und Performative weitete. Eben diese künstlerische Barrierefreiheit und die unorthodoxe Bildungsvorstellung jenseits von Standards und kanonischem Wissen hebt auch der Principal des Trinity, Anthony Bowne, hervor: „Unsere Welt ist multidimensional, die Künste in ihrer Interdisziplinarität sind das Vorbild dafür.“

Ungewöhnliche Partnerschaften einzugehen, ist denn auch sein Spezialgebiet. Und so haben sich also das Trinity Laban Conservatoire of Music and Dance mit Londons selbst tagsüber quirligem South Bank Center, das London Philharmonic Orchestra und das National Youth Orchestra of Great Britain mit Förderern zusammengesetzt, um gemeinschaftlich Goebbels Werk und zugleich „Surrogate Cities exploded!“ auf die Beine zu stellen. Vibrierend energetisch spielte das durch die Partnerensembles verstärkte Trinity Laban Orchestra die sinfonische Partitur. In den Foyers präsentierten Studierende wie Teilnehmer des „Community“-Projects vorab die multiplen Ergebnisse ihrer „Response“ auf das seinerseits fröhlich zwischen Klassik, Jazz, Blues und Elektronik changierende Original, um sich hernach gemeinsam im großen Saal wiederzufinden. Dass bei alledem nicht der Verdacht postmoderner Beliebigkeit aufkam, muss am pädagogischen Eros der Macher liegen. Denn überall schienen Anspruch, Haltung und die strukturierende Hand der Lehrenden durch, die offensichtlich nie nur das einzelne Projekt, sondern stets die Kontinuität der Entwicklung im Blick haben. Wie sehr dieses Verständnis von Musikvermittlung das Leben des Instituts prägt, macht Claire Mera-Nelson deutlich: „Andere Konservatorien waren schockiert, als sie hörten, dass wir das Studienjahr mit einer „Co-Lab“ eröffnen und damit die heiligen Solounterträge opfern. Doch die Studenten lieben gerade diese offenen, flexiblen und fächerübergreifenden Formen. Und sie machen ihren Lehrern klar, wie wichtig die sind, weil sie Musik auch jenseits der persönlichen Bestleistung begreifen – im Kontext ihrer Stadt, ihrer Umwelt, der Gesellschaft.“

Fanny Hensel geb. Mendelssohn getaufte Bartholdy

Fanny Hensel-Saal feierlich eingeweiht

von Beatrix Borchard



Fanny-Hensel-Denkmal und Fanny-Hensel-Platz in Hamburg, Fanny-Hensel-Weg in Berlin – Fanny-Hensel-Grundschulen, Fanny-Hensel-Briefmarke – nun unser Fanny Hensel-Saal – man mag solche Taufaktionen für oberflächlich erachten, aber sie dienen dazu, einen Namen in das öffentliche Bewusstsein zu bringen. Aber wer war Fanny Hensel, warum wurde gerade ihr in unserer Hochschule ein Saal gewidmet?

Das Budge-Palais war ein Forum des Hamburger Kulturlebens

Zum einen weil sie Hamburgerin war, aber da war sie nicht die einzige. Dann war sie die „große“ Schwester von Felix Mendelssohn Bartholdy. Der Fanny Hensel-Saal bildet also künftig das Pendant zum Mendelssohnsaal. Die Geschwister stammten aus einer jüdischen Familie. Da unsere Hochschule in einem Stadtpalais untergebracht ist, das bis zur NS-Zeit einer jüdischen Kaufmannsfamilie gehörte, die sehr viel für das Kulturleben in Hamburg getan hat, soll der Name des Raums auch an die Geschichte unseres Hauses erinnern. Viele Musiker der damaligen Zeit sind hier im Budge-Palais aufgetreten, darunter internationale Stars wie der Tenor Enrico Caruso oder die später in Ausschwitz ermordete Altistin Otilie Metzger-Lattermann.

Das Ehepaar Budge bot in seinem Haus allen ein Forum, selbst einem so umstrittenen zeitgenössischen Komponisten wie Paul Hindemith. Damit stand es in einer großen Tradition, die mit einer Familie wie den Mendelssohns an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert begann.

Im bürgerlichen Salon bildete die Frau das Zentrum der Geselligkeit

Denn besonders, aber nicht nur jüdische Familien haben in allen europäischen Großstädten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts Räume für Musik jenseits des öffentlichen Musiklebens geschaffen. Ihre Häuser waren Orte bürgerlicher Geselligkeit. Wir würden heute von Salon sprechen und meinen damit einen Aufführungsort in den eigenen vier Wänden vor geladenen Gästen, einen quasi „öffentlichen“ Raum im Gegensatz zum nur der Familie vorbehaltenen Wohnzimmer bzw. den Privaträumen der einzelnen Familienmitglieder; und wir meinen damit eine besondere Kommunikationsform: verschiedene Themen debattieren, gemeinsam musizieren, improvisieren, musikalische und literarische Gesellschaftsspiele, Tee und Butterbrote. Ein weiteres wichtiges Definitionsmerkmal

für „Salon“ im deutschen Kulturraum: Eine Frau bildete das Zentrum der Geselligkeit, und der „Macht des Gespräches“ (Emilie Bilski) wuchs an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert eine große politische Brisanz zu, und zwar sowohl in Hinblick auf die zumindest zeitweise Überwindung von Standesunterschieden als auch auf geschlechtsspezifische Rollenzuweisungen. Die Veranstaltung von Salons kann man historisch als ein vor allem von Frauen getragenes kommunikatives Experiment verstehen. Die Einrichtung eines Fanny Hensel-Saals knüpft an diese Zwischen- und Experimentieräume an, die Musik als Beziehungskunst und den Dialog von Wissenschaft und Kunst, Musik und Literatur erlebbar machen.

Mit Fanny Hensels Biographie sind bis heute aktuelle Fragen verbunden

Der entscheidende Aspekt für die Namensgebung ist jedoch: Fanny Hensel war eine der wichtigsten Musikerinnen des 19. Jahrhunderts. Mit ihrer Biographie, ihrem Wirken als Konzertveranstalterin in den eigenen vier Wänden und vor allem mit ihren Kompositionen sind bis heute aktuelle Fragen verbunden. Denn wer sich heute mit den Werken von Fanny Hensel beschäftigt, ist sofort mit Grundsatzfragen konfrontiert. Es beginnt schon mit dem Namen. Wie sie nennen: Fanny Zippora Mendelssohn? Fanny Cäcilie Mendelssohn Bartholdy? Fanny Hensel? Fanny Hensel-Mendelssohn? Fanny Hensel-Mendelssohn-Bartholdy? Oder auch nur Fanny? Für die ersten drei Versionen gibt es Argumente, der erste ist ihr Geburtsname, der zweite ihr Taufname, zu dem auch noch ein neuer Vorname, nämlich der Name der Schutzpatronin der Musik, hinzukam. Den dritten schließlich führte sie ab ihrer Eheschließung, unter ihm publizierte sie auch. Keine Argumente gibt es für den Doppelnamen. Gleich in welcher Gestalt, ist er eine Konstruktion aus der Sicht von heute und verknüpft im Verkaufsinteresse von Schallplattenfirmen und Buchverlagen den unbekanntesten Komponistenamen Hensel mit einem berühmten, dem Namen des Bruders, Felix Mendelssohn Bartholdy. Die Anrede Fanny schließlich ist Ausdruck unangemessener Familiarität, die leider im Umgang mit den Namen von Frauen weit verbreitet ist. Also haben wir uns bei der Namensgebung für die ehemalige Alte Bibliothek auf den Namen Fanny Hensel geeinigt.

Was ist das Werk von Fanny Hensel?

Während die Namensfrage qua Vereinbarung relativ leicht zu lösen ist, stellt sich die Werkfrage sehr viel komplexer dar. Denn was ist das Werk von Fanny Hen-

sel? Alles, was sie jemals komponiert hat? Nur die wenigen Werke, die sie selber noch veröffentlichten konnte, also op.1 bis 7, einschließlich der Stücke, die sie bzw. ihr Bruder nach ihrem überraschenden Tode 1847 noch zum Druck vorbereitet hat, also einschließlich der Opusnummern 8 bis 11?

Der größte Teil dessen, was Fanny Hensel komponiert hat,

ist uns nur in mit vielen Korrekturen übersäten Entwurfsfassungen überliefert, und selbst zu umfangreichen Stücken wie ihren drei Kantaten, die sie nachweislich zur Aufführung gebracht hat, fehlen Reinfassungen. Einer Handvoll autorisierter Opera in den Gattungen klavierbegleitetes Sololied, Klavierlied, Chorlied und Klaviertrio stehen ca. 450 weitere Stücke auch anderer Gattungen gegenüber, von denen wir nicht wissen, ob Fanny Hensel mit ihrer Veröffentlichung einverstanden gewesen wäre, und wenn ja, in welcher Werkgestalt. Die Frage nach Fanny Hensels Werk löst eine Fülle von Überlegungen aus, die den Rahmen unserer Editionsproblematik sprengen. Denn jede posthume Veröffentlichung ist mit der Konstruktion einer Werkgestalt verbunden, die durch die Komponistin selber nicht autorisiert ist. Das zwingt uns z. B., über unseren Werkbegriff, über Autorschaft, die Bedeutung von Entstehungs- und Aufführungsbedingungen für ihre Werke, der Adressierung ihrer Musik etc. neu nachzudenken.

Jahrzehntelang ging man mit der Editionsfrage eher pragmatisch um. Der Furore-Verlag Kassel, in dem der größte Teil des Nachlasses in erster Linie von ausübenden Musikerinnen und Musikern publiziert worden ist, wollte spielbare Fassungen an die Öffentlichkeit bringen. Entsprechendes gilt für den Druck von einzelnen Liedern und mehrstimmigen Vokalwerken, der Vertonung der ersten Szene aus dem zweiten Teil des „Faust“ und für die „Musik zum Feste der heiligen Cäcilia“. Je nach Zustand der Autographe war bei diesen Ausgaben der Ermessensspielraum für die jeweiligen Editoren und Editorinnen unterschiedlich groß: Der Herausgabe von Liedkompositionen mit nur geringen Korrekturen steht der Druck umfangreicher Werke wie z. B. des sogenannten Oratoriums, der „Cantate. Nach Aufhören der Chole- ra in Berlin 1831“ gegenüber. Fanny Hensel hat die „Cantate“ zwar aufgeführt, aber das Autograph weist so viele Korrekturen auf, dass oft nicht eindeutig zu rekonstruieren ist, für welche Version nicht nur einzelner Abschnitte sondern ganzer Sätze sie sich selber entschieden hat. Inzwischen liegen für einen Teil der Lieder (Annette Maurer, Cornelia Bartsch und Cordula Heymann-Wentzel) und auch der Klavierstücke (Annegret Huber) kommentierte historisch-kritische Ausgaben vor. Aber es bleibt noch viel zu tun.

Mehr zu Fanny Hensel:
http://mugi.hfmt-hamburg.de/A_lexartikel/lexartikel.php?id=henst805
http://mugi.hfmt-hamburg.de/Hensel_Korrespondenzen
http://mugi.hfmt-hamburg.de/A_multimedia/hensel_raum.php

„Risikokapital für Modellhaftes investieren“

Wie die ZEIT-Stiftung die Rolle eines Think Tank übernimmt

Michael Göring im Gespräch mit Peter Krause

Michael Göring ist Vorsitzender des Vorstands der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius und Honorarprofessor für Kultur- und Medienmanagement der HfMT. Seit vielen Jahren fördert die ZEIT-Stiftung die Hochschule. Über den Einfluss von Stiftungen auf gesellschaftliche Entwicklungen und die enge Zusammenarbeit mit der HfMT sprach Michael Göring mit Peter Krause.

Der sogenannte dritte Sektor, Non-profit- und Non-governmental-Organisationen, steht heute für die eigentliche gesellschaftliche Gestaltungskraft, die einst Markenzeichen der Politik war. Einfluss und Macht gerade von Stiftungen ist gewachsen. Wie bewerten Sie diese Entwicklung?

Als Vertreter dieses Sektors kann ich zunächst einmal nur glücklich darüber sein, wie sehr er an Bedeutung gewonnen hat. Rein quantitativ lässt sich das belegen: Wir haben in der Bundesrepublik rund 18500 gemeinnützige Stiftungen, mehr als die Hälfte davon ist in den letzten zehn Jahren gegründet worden! Man kann von einem Stiftungs-Boom sprechen. Gründe dafür sehe ich darin, dass immer mehr Menschen zu einem Wohlstand gekommen sind, den sie bereit sind zu reinvestieren. Zudem möchten auch diejenigen Menschen zu Reformen und Innovationen anregen, die gar nicht über so viel Geld verfügen, sich aber in Bürgerstiftungen zusammenschließen, um etwas für diese Gesellschaft zu tun außerhalb der herkömmlichen Formen. Wenn auch die Parteien Probleme haben, Nachwuchs zu finden, dann trifft das auf den Stiftungsbereich offenbar nicht zu. Das liegt sicherlich daran, dass Stiftungen eine neutrale, unabhängige Aktionsplattform sind, ohne ins Aktionshafte zu verfallen: Sie arbeiten immer mit dem Gedanken der Nachhaltigkeit. Darin sehe ich eine wirklich schöne gesellschaftliche Entwicklung.

Ich hatte gedacht, dass der Stiftungsboom in den letzten zwei Jahren abflauen würde, da wir aus den festverzinslichen, als sicher geltenden Papieren weniger Zinserträge generieren und kleine Stiftungen daher finanziell nur wenig bewegen können. Die Stifterfreude ist indes ungebrochen, es geht weiter bergauf. Den Blühtraum aber, der ganz große Innovationsmotor zu sein, möchte ich relativieren. Insgesamt stellen Stiftungen in Deutschland nicht viel mehr als drei Milliarden Euro zur Verfügung. Das ist allerdings Geld, das eben nicht fest verplant ist wie die meisten Mittel der öffentlichen Haushalte; zumal die Kulturhaushalte sind ja weitgehend festgelegt durch Personalausgaben. Stiftungen stehen hier

vor der ständigen Herausforderung, innovativ zu wirken und dennoch nicht irgendwelche halbfertigen Gebäude zu hinterlassen.

Ist das der Grund, dass Sie Hochschulen nicht nur fördern, sondern mit der Bucerius Law School bewusst eine eigene Exzellenzhochschule gegründet haben, die Sie auf Dauer selbst tragen?

Wir haben uns entschieden, Projekte nicht nur anzustoßen, sondern langfristig zu tragen, so eben die Bucerius Law School und das Bucerius Kunst Forum. Zehn Millionen Euro unserer Erträge sind für diese beiden großen Stiftungseinrichtungen geparkt und stehen für etwas ganz Frisches nicht mehr zur Verfügung. Immer mehr Stiftungen machen eigene Programme, schaffen sich ein eigenes Forum. Wenn wir darüber hinaus große Vorhaben im Bildungsbereich anstoßen, etwa um Schülern mit Migrationshintergrund dabei zu helfen, Lehrer zu werden, dann tun wir das in Zusammenarbeit mit der öffentlichen Hand. So etwas klappt nur gemeinsam mit den Schulen. Es sollte da wirklich keine Dichotomie zwischen öffentlichem Sektor und Zivilgesellschaft geben: Unsere Aufgaben decken sich ja im Wesentlichen!

Zumal im Umweltbereich werden Entscheidungen der Politik oft durch die Lobbyarbeit von Nichtregierungsorganisationen präjudiziert. Besteht die Gefahr, dass unter dem Deckmantel der Gemeinnützigkeit immer mehr Partikularinteressen durchgesetzt werden?

Auch wenn eine Stiftung oder eine NGO Lobbyismus betreibt, dann sollte man darin nicht die „Macht der toten Hand“ des verstorbenen Stifters sehen. Wenn eine Einrichtung sich durchaus als eine Pressure Group verstehen, dann ist sie trotzdem immer nur eine von vielen. Ich habe kein Problem damit, wenn sich eine Stiftung mit einer eigenen Position exponiert und die Rolle eines Think Tanks mit entsprechender Expertise einnimmt. Sie sollte nur kein Monopol und transparent machen, wie Entscheidungen entstehen oder welche Wissenschaftler dahinter stehen. Okkulte Mächte, die unsere Gesellschaft umdrehen könnten, sehe ich nicht.

Wäre es denkbar, nach dem Vorbild der Bucerius Law School auch eine künstlerische Hochschule in Stiftungsträgerschaft zu gründen?

Das kann ich mir sehr gut vorstellen. Allerdings nicht mit der ZEIT-Stiftung, die eben bereits im Bereich der Jurisprudenz aktiv ist. Aber warum soll in Hamburg nicht eine Stiftung entstehen, die sich zum Ziel nimmt, eine künstlerische Hochschule der außergewöhnlichen Art zu errichten? Wer immer so eine Idee hat, sollte es unbedingt mit einer Stiftung im Hintergrund anpacken, die in etwa über unsere finanzielle Ausstattung verfügt. Man sollte also bloß nicht versuchen, die Mittel für so eine Einrichtung durch Fundraising oder Studiengebühren zu akquirieren. Der Etat der Bucerius Law School beträgt knapp 16 Mil-

lionen im Jahr, davon kommen über acht Millionen aus der ZEIT-Stiftung. Nur mit dieser finanziellen Basis kann man etwas wagen und riskanter sein als die etablierten Hochschulen.

Was ist für Sie ein erfolgreiches Stiftungsprojekt?

Wenn es einen Impuls aussenden kann, der dann auch von anderen aufgenommen wird, ist die Freude am größten. Mir macht es besonderen Spaß, Menschen eine Chance zu geben, gerade junge Menschen, die sich durch einen Auslandsaufenthalt, eine Fortbildung oder ein Doktorandenstipendium entwickeln. So etwas wirkt am längsten in die Gesellschaft hinein. Generell haben wir den Anspruch, mit unserem Risikokapital etwas Modellhaftes aufzustellen, das weiterwirken kann.

Sind die ZEIT-Stiftung und die HfMT natürliche Partner?

Die Verbindung der ZEIT-Stiftung zur HfMT ist ja eine ganz alte. Sie resultiert daraus, dass damals der Studiengang Kultur- und Medienmanagement noch etwas sehr Innovatives war. Und Stiftungen haben immer eher Lust, dem zu helfen, der eine neue Idee hat. So konnten wir damals die Stiftungsprofessur für KMM ermöglichen, die dann die starke Entwicklung hin zum Institut und zur curricularen Erweiterung befördert hat: Das ist ein schönes Ergebnis einer Stiftungsförderung. Ich glaube, es ist eine sehr glückliche Koinzidenz, dass wir diese Entwicklung mit dem Lehrstuhl für Herrn Flender weiterführen können. KMM brauchte eine weitere hauptamtliche professorale Kraft, da stand ein Window of Opportunity offen, das wir mit Reinhard Flender füllen konnten, der die Bedeutung des Studiengangs von seinem Spirit her seit Jahren gut kennt.

Ein weiterer Förderschwerpunkt war die Neue Musik, die an der HfMT traditionell profilgebend ist. Wo sehen Sie hier Ihre Rolle?

Ich halte es für essenziell für eine Musikhochschule, eine starke Kompositionsklasse zu haben, um wirklich zu sehen, wo das Kompositionsschaffen hin geht und um es gezielt zu prägen und zu fördern. Wir sollten jungen Komponisten die Chance geben, Ihre Musik auch aufzuführen und dem freien Spiel der Kräfte und der Kritik zu überlassen. Da gibt es eine Verpflichtung durch die Tradition des Hauses, Neuem eine Chance zu geben. Wir haben ja eine lange Geschichte der Förderung von Festivals, die sich in Hamburg der Neuen Musik widmen. Wir unterstützen derzeit aber auch Elbjazz, bei dem ja auch HfMT-Studierende auftreten.

Auch ein Zukunftsthema ist die Musikvermittlung. Wie positionieren Sie sich in einem Themenfeld, das ja auch andere große Stiftungen besetzen?

Man braucht da auf jeden Fall starke Konkurrenten, um das Thema voranzubringen. Die Ansätze der Körber-Stiftung wie „Doppelt gehört“ sind wirklich hervorragend. Wir wollen auf das Thema Musikvermittlung weiter setzen, haben uns entschieden, nicht den Bau der Elbphilharmonie zu unterstützen, wollen stattdessen etwas dafür tun, dass dieses Haus tatsächlich ein Zentrum der Musik wird. Uns interessiert die Software, weniger die Hardware.



Crashkurs für kreative Talente

30 Jahre Popkurs an der HfMT

von Dieter Hellfeuer



Auch Katja Bottenberg, seit 2004 Geschäftsführerin des Eventim Popkurses, hat in diesem Jahr ein rundes Jubiläum zu feiern. Vor 20 Jahren fing sie als Organisatorin im Popkurs an, wobei ihr das Jura-Studium und die Arbeit als Rechtsanwältin ebenso zu Gute kam wie ihre Liebe zur Musik. Letztere bekam durch ihre neue Tätigkeit einen entscheidenden Kick. Unter dem Namen „Katja Kaye“ ist sie seit den 90er Jahren in der Country-Szene sowohl als Sängerin und Songschreiberin wie auch als Produzentin längst eine vielbeachtete Künstlerin, deren CDs und Live-Auftritte sogar in Nashville für Begeisterung sorgen.

Der „Kontaktstudiengang Populärmusik“ – so die offizielle Bezeichnung des Eventim-Popkurses an der HfMT – hat als Pionier in diesem Bereich an deutschen Hochschulen bis heute einen besonderen Status. 1982 vom damaligen Präsidenten Hermann Rauhe als Modellversuch gegründet, nimmt der Popkurs seitdem Jahr für Jahr um die 50 Musiker aus ganz Deutschland auf, die in zwei jeweils dreiwöchigen, selbst als solche betitelten „Crashkursen“ betreut werden. Und das mit Erfolg: Das Konzept aus Unterricht, kreativer Arbeit und praxisbezogenem Coaching hat in den vergangenen 30 Jahren zahlreichen Absolventen zu einer Profi-Karriere verholfen und die deutsche Musikszene um so manchen sehr schillernden Namen bereichert (siehe Kasten).

Mut zu neuen musikalischen Wegen wird belohnt
Gemeinsam mit Jane Comerford, Karin Ploog und den HfMT-Professoren Curt Cress, Anselm Kluge und Peter Weihe entscheidet Katja Bottenberg über die Auswahl der Teilnehmer. Fantasie für musikalische und textliche Konzepte, Mut zu neuen musikalischen Wegen, Originalität und die Fähigkeit, den gewählten Stil auf der Bühne authentisch zu präsentieren, sind dabei entscheidende Auswahlkriterien. Auch Flexibilität und Teamfähigkeit in Zusammenspiel und Gruppen-Improvisation sind gefordert. „Es gibt keine festgeschriebenen Lehrpläne“, betont Katja Bottenberg, „keine von außen diktierten allgemeinen Unterrichtsinhalte, deren Erreichen abgeprüft werden muss. Stattdessen können die Dozenten

Mit Hilfe des Popkurses ins Scheinwerferlicht – eine kleine Auswahl:

Boy, Cäthe, Cultured Pearls, Frida Gold/Alina Süggeler, Fury in the Slaughterhouse, Gisbert zu Knyphausen, Michy Reincke, Rainbirds, Revolverheld, Selig, Sisters of Mercy, Tim Fischer, Ute Lemper, Wir sind Helden.

des Popkurses den von ihnen angebotenen Unterricht in jedem Fach den Bedürfnissen des jeweiligen Schülers anpassen.“

Diese individuelle Art des Unterrichts und der gezielten Förderung des Einzelnen stellt hohe Anforderungen an die Dozenten des Popkurses. Sie müssen in der Lage sein, innerhalb kürzester Zeit eine Art Diagnose zu stellen, welche spezielle Unterstützung jeder einzelne Schüler optimalerweise bekommen soll. „Jeder Dozent muss deshalb auf seinem Fachgebiet ein möglichst breit gefächertes Können, große Erfahrung und eine spezielle Begabung zur Talenterkennung mitbringen“, so Katja Bottenberg. „Und er muss außerdem fähig sein, sich mit persönlichen geschmacklichen Wertungen zurückzuhalten.“

Castingshows erhöhen die Nachfrage

Neben einem etwa 20-köpfigen ständigen Dozententeam haben sich im Popkurs in den vergangenen 30 Jahren zahlreiche Gastdozenten die Klinke in die Hand gegeben, international erfolgreiche Musiker ebenso wie Manager von Plattenfirmen oder ausgebuffte Studio-techniker. Diese Mischung aus schlüssigem Konzept und professioneller Betreuung ist es auch, die dem Popkurs jedes Jahr körbweise Bewerbungen beschert. „Durch die vielen Castingshows ist die Nachfrage sogar eher noch steigend“, sagt Katja Bottenberg. „Aber spätestens beim ersten Kontakt und dem Live-Vorspiel wird jedem klar, dass wir nicht die Adresse für stromlinienförmige Hitparaden-Klone sind – und auch nie sein werden. Wir verstehen uns als kreativen und experimentellen Spielplatz mit durchaus hohem künstlerischen Anspruch.“

Foto: Katja Bottenberg

Summertime: Herausragende Projekte des Jazz-Studiengangs

von Michael Langkamp

Die Hochschulbühne auf dem Elbjazz-Festival steht in diesem Jahr direkt vor der Elbphilharmonie. Am 25. und 26. Mai spielen dort Nachwuchsbands und -projekte aus dem Kreise des Studiengangs Jazz der HfMT. In diesem Jahr wird die Bigband einen ganz besonderen Artist-in-Residence zu Gast haben. Kenny Wheeler, einer der kreativsten Jazzmusiker, wird eine Woche lang mit der Hochschulbigband seine Stücke erarbeiten. Der 83-jährigen Trompeter wird dabei unterstützt von seinem langjährigen Weggefährten John Taylor und der großartigen italienischen Sängerin Diana Torto.

Ebenso im Rahmen des Elbjazz Festivals entstanden ist die Zusammenarbeit verschiedener europäischer Hochschulen und deren lokaler Jazzfestivals. Die Hochschulen aus Groningen, Arhus und Kopenhagen und Hamburg bringen ausgewählte Studenten zu einem

Ensemble zusammen. Dieses wird auf allen Festivals der teilnehmenden Städte Konzerte geben. Das Modellprojekt steht ganz im Sinne des Austauschs und der gegenseitigen Inspiration der Studierenden.

Darüber hinaus ist das Programm der Hochschulbühne gefüllt mit noch viel mehr guter Musik. Das JazzHaus Orchestra wird die Musik der HfMT-Alumni-Studentin, Arrangeurin und Saxophonistin Tini Thomsen präsentieren; das Projekt „Mix-Taste“ wird in einem musikalischen Experiment u. a. mit Sebastian Gille die Brücken zwischen musikalischen Genres einreißen; die Popkurs-Band „Frau Ton & das Bounce Büro“ sorgen für den musikalischen Burnout am Samstagabend. Und darüber hinaus gibt es noch viel mehr Jazz, Jazz und Jazz.

Den musikalischen Nachwuchs Hamburgs auf einer Bühne der Hochschule zu präsentieren, wird vor allem möglich gemacht durch das große Engagement der

Förderer dieses Projektes. Hierfür konnten in diesem Jahr die ZEIT-Stiftung, die Dr. E. A. Langner-Stiftung und Springer Bio-Backwerk gewonnen werden. Elbjazz-Initiatorin Tina Heine liegt es sehr am Herzen, auch die Hochschulstudenten als nachwachsende Szene in das Festival mit einzubeziehen.

Ein weiteres Projekt des Studiengangs erwartet uns im August. „The golden triangle“ heißt die Partnerschaft zwischen den Städten Shanghai, Göteborg und Hamburg. Nils Landgren ist der Schirmherr dieses Austauschprojektes, bei dem eine Woche lang Jazzmusiker aus Shanghai und Hamburg gemeinsam ein Bigband-Repertoire unter der musikalischen Leitung von Xiaolu Zhang und Wolf Kerschek erarbeiten werden, um dieses im Rahmen des Schleswig-Holstein Musik Festivals aufzuführen. Zudem sind Workshops, Vorträge und die Arbeit in Combo-Besetzungen geplant.

Emotionen in Schwarz-Weiß

von Dieter Hellfeuer

Musik fotografisch sichtbar machen – mit diesem Vorhaben wandten sich im vergangenen Jahr die beiden in Hamburg lebenden Fotografen Rebecca Hoppé und Kilian Foerster an Studierende der HfMT. Die in der Folge entstandenen Porträts können nun im Rahmen einer Ausstellung vom 1. bis 21. Juli 2012 im Hamburger Rathaus besichtigt werden.

„Bis heute erscheint es als ein Rätsel, warum Musik beim Menschen eine so starke und heftige emotionale Wirkung erreichen kann“, begründet Kilian Förster sein Interesse an diesem Projekt. „Ist es die Musik an sich, oder ist es nicht vielmehr derjenige, der sein Instrument auf eine besondere Art und Weise spielt?“ Er und Rebecca Hoppé haben an der HAW im Fachbereich Design ihr Diplom gemacht – beide mit Schwerpunkt der analogen Schwarz-Weiß-Fotografie.

Für Rebecca Hoppé hat die fotografische Auseinandersetzung mit Musik bereits Tradition. Zwischen 2003 und 2008 begleitete sie John Neumeier und die Tänzer des Hamburg Ballett vor und hinter der Bühne. Als Urenkelin von Emil Otto Hoppé, einem der bedeutendsten Porträtfotografen seiner Zeit, teilt sie dessen Begeisterung für die Welt des Tanzes und der Töne: „Für mich persönlich ist Musik wie ein Wunder. Sie verbindet, erhebt, erfreut, berührt. Musik öffnet die inneren Tore, die Tiefen und Höhen unserer Stimmung. Ich kann Musik an sich zwar nicht bildlich einfangen, aber ich möchte fotografisch meine eigene Melodie erzeugen. Ich denke jeder Künstler ist sein eigener Komponist, und sein Werkzeug das Instrument. Mein Werkzeug sind die Kamera, Schwarz-weiß-Filme und Licht.“ Wie Rebecca Hoppé hat sich auch Kilian Förster auf die Schwarz-Weiß-Fotografie spezialisiert. So wurden sämtliche Fotografien analog

auf Schwarz-Weiß-Film erstellt und von den Fotografen selbst auf Silbergelatine-Papier ausbelichtet – ein im Vergleich zur digitalen Fotografie ungleich aufwendigeres und auch teureres Verfahren, das aber mehr ist als bloßes Stilmittel.



Alumni im Portrait

„Ich will kein risikofreies Leben“

Olena Kushpler feiert als Pianistin und Festivalleiterin Erfolge

von Peter Krause



te, dass seine Studenten Künstler als komplexe Wesen mit vielseitigen Interessen werden.“ Eben diese durch Koroliov aufgezeigten Horizonte, über die Notenlinien hinauszublicken, seien es gewesen, die sie bis heute an jedem neuen Tag ihres künstlerischen Lebens bereichern.

All diese Einflüsse ihres Lehrers, in dem sie eine der „menschlich und pädagogisch herausragenden Persönlichkeiten überhaupt“ kennenlernen durfte, sind es auch, die Olena Kushpler dazu inspirieren, neugierig zu bleiben und sich nicht auf das einsame Dasein einer reisenden Konzertpianistin zu beschränken. „Es wäre doch schrecklich, eine ganze Saison über dasselbe Programm zu spielen“, sagt sie mit schmunzelndem Blick auf so manchen besonders prominenten Pianistenkollegen. „Ich will kein risikofreies Leben.“

Die vor Kreativität und Neugierde sprudelnden Aktivitäten der Musikerin gehen nun durchaus zurück auf den gedanklichen Austausch mit ihrem einstigen Professor. Olena Kushpler ist zum Beispiel die jüngste Festivalgründerin Hamburgs. Und das Motto ihres Festivals „Kontraste“ bezieht sich kaum zufällig auf das künstlerische Spannungsfeld von Musik und Literatur, für das Koroliov sie so sensibilisiert hat. Ende Februar fand es zum ersten Mal in der Krypta von St. Michaelis statt. Als besonders beglückend empfand sie dabei die Begegnungen mit anderen Künstlern, seien es Musiker oder ihre Kollegen des gesprochenen Wortes, die sogar durch große Namen wie Iris Berben und Roger Willemsen vertreten waren. Es sei ein echtes Gemeinschaftsprojekt entstanden. Sogar der Publikumserfolg hat sich beim ersten Festivaldurchlauf sogleich eingestellt. Das Konzept der Verwebungen und spannungsreichen Modulationen zwischen Musik und Literatur ist aufgegangen und wurde angenommen. Und der nicht einfach nur schöne, sondern durchaus die

Wahrnehmung herausfordernde Beziehungszauber von Worten und Tönen wurde auch in den Rezensionen hervorgehoben, so war in der WELT zu lesen: „Ein Festival wider den Zeitgeist der Verflachung: Das musikalisch-literarische Festival ‚Kontraste‘ hat am Wochenende erstmals seinen Anspruch demonstriert – und gewonnen.“ Kushplers Ideenreichtum und Idealismus wurde belohnt.

Und ihr vielseitiges Forschen nach künstlerischer Vernetzung und gegenseitiger Bereicherung geht weiter. Da ist ihr Lied-Duo, das sie gemeinsam mit ihrer an der Wiener Staatsoper engagierten Schwester Zoryana bildet und das auch auf einer wunderbaren CD-Aufnahme russischer Romanzen zu bestaunen ist. Und da ist das Bonnard Trio, mit dem sie die beiden Klaviertrios von Mendelssohn eingespielt hat und mit dem sie auf verschiedenen Festivals große Erfolge feierte. Für ihre kammermusikalische Arbeit hat ihr zumal das Coaching durch die Mitglieder des legendären Alban Berg-Quartetts sehr geholfen: Sie haben uns diese „Freiheit des Kunstverständnisses und diese Bestätigung, der eigenen Intuition zu folgen“ weitergegeben.

Keineswegs zu kurz kommt in Kushplers Künstlerleben natürlich das eigentliche Klavierspielen, das jedoch von ihren anderen Aktivitäten, zumal der Beschäftigung mit Literatur und Malerei, enorm profitiert. Wie sehr, ist im Sommer auch auf einer Solo-CD mit Musik des Katalanen Frederic Mompou zu hören.

Ein Kritiker nannte Kushpler kürzlich „eine große Erzählerin“. Eben das sei ihr Ideal: Durch die Suche nach feinsten Farben, dynamischen Schattierungen und dem besonderen Klang eines jeden Stils den Menschen Geschichten zu erzählen, die durch Worte allein nie zu vermitteln wären.

„Der Archivar hat immer etwas Mythisches“ Wolfgang Hermes ist der ungekrönte König der Akten

von Kristiane Lüpkes

Die Bürotür der Registratur fñgt sich so unscheinbar in die sie umgebende Wand ein, dass man sie nur wahrnimmt, wenn man hier einen Termin hat. Hinter dieser Tür sitzt Wolfgang Hermes, der ungekrönte König der Akten, inmitten von zimmerhohen Regalwänden und Stapeln voller Ordner. Seit wann er hier arbeitet, weiß er schon gar nicht mehr. „1982 oder 1984 muss es gewesen sein, dass ich nach einigen persönlichen Veränderungen hier gelandet bin“, sagt er. Eigentlich ist Hermes gelernter Chemiker, dieses Berufsfeld musste er aber aus gesundheitlichen Gründen aufgeben.

Was sich in 30 Jahren Dienstzeit so alles verändert

Heute ist er seit beinahe 30 Jahren für die Schriftgutverwaltung der gesamten Hochschule verantwortlich, Haushaltsvorgänge und Studentenakten inbegriffen. Er versieht Schriftstücke und Ordner mit Aktenzeichen, die sich an einem von ihm entworfenen Aktenplan orientieren. Während seiner Dienstzeit hat sich im Arbeitsablauf einiges geändert. „Früher war der Bereich Registratur service-orientierter“, erklärt er. Programmzettel für Konzerte der Studierenden hat er per Hand geschrieben, Studenten, die etwas kopieren mussten, wandten sich an ihn. Gleichzeitig fungierte die Registratur als Poststelle. Einige Abläufe im Arbeitsalltag sind im Lauf der Jahre komplexer geworden und lassen solche Serviceleistungen nicht mehr zu.

Kennzeichnend für die Veränderungen war vor allem die Einführung von SAP, einer Software, die Verwaltungsprozesse erleichtern soll. „Bis ungefähr 2000 hatten wir eine völlig andere Grundkonzeption; erst ab diesem Zeitpunkt rückte die Arbeit mit dem PC in den Vordergrund“. Die Einführung von SAP hat laut Hermes aber nicht nur Vorteile gebracht. Das Hamburger Staatsarchiv verlangt

nämlich nach einer Frist von fünf bzw. zehn Jahren Einsicht in sämtliches Schriftgut, um zu entscheiden, was vernichtet werden kann und was aufgehoben werden muss – und die digitalen Dokumente müssen schließlich doch ausgedruckt werden, da das Staatsarchiv nur die Papierform akzeptiert.

Auch auf einen anderen Aspekt weist Hermes hin. Die digitalen und die papierschriftlichen Speicherformen sind nicht so dauerhaft, wie manch einer sich das wünschen würde. „Echte geschichtliche Dokumente, so wie in Stein gemeißelt, gibt's hier nicht!“, grinst er.

El Dorado: bald keine Akten in Papierform mehr

Momentan sieht er die Hochschule an einem Wendepunkt. In den kommenden Jahren wird die Verwaltung weiter umstrukturiert werden müssen; er arbeitet seit einiger Zeit gespannt auf die Einführung eines neuen Archivierungsprogramms hin: El Dorado. Damit soll es keine Akten in Papierform mehr geben – es bleibt zu hoffen, dass der Name Programm sein wird. Denn momentan wachsen sowohl Struktur als auch Volumen des archivierten Materials.

Nach Feierabend verbringt Wolfgang Hermes, der ursprünglich aus dem Weserbergland stammt, gern viel Zeit mit seiner Familie – besonders mit seiner Enkelin, die eine starke Bindung zu ihm hat. Er hat ein Faible für die Sitar und indische klassische Musik, interessiert sich aber auch für westliche



Klassik. Dafür hätte er gern mehr Zeit, aber die Arbeit nimmt ihn zu sehr in Anspruch. Allerdings fühlt er sich in seinem Arbeitsumfeld in der Hochschule sehr wohl, da er die Kollegen als sehr engagiert und freundlich schätzt.

An der HfMT wird nicht nur musikalisch improvisiert

Bevor er an die HfMT kam, hat Wolfgang Hermes zwei Jahre lang im Rechtsamt Eimsbüttel gearbeitet, dort hatte er ein ganz anderes Arbeitsumfeld. Alles war strenger, geregelter, dadurch unangenehmer. An der HfMT muss zwar ab und zu improvisiert werden, und die Zusammenarbeit mit Künstlern ist „ein anderes Kontinuum“, aber er fühlt sich wohl in diesem Künstler-Pool – obwohl sein Büro so versteckt ist. „In meiner Anfangszeit war ich hier bekannter, da hatte ich mehr Kontakt mit den Studenten. Mittlerweile fristet man hier schon ein kleines Schattendasein – aber der Archivar hat ja immer etwas Mythisches“, lacht er.

Neue Musik

Zum Cage-Jahr 20zwölf: Das Seminar „Zeitgenössische Vokalmusik“

von Leslie Leon

„Alles ist möglich! Aber genau an die Partitur halten!“ So und ähnlich klang es während der Arbeit im Seminar „Zeitgenössische Vokalmusik“, in dem zehn Studierende aus dem Masterstudiengang „Gesang und Oper“ erprobten, was ihre Stimme neben dem Belcanto noch so alles kann – Schreien, Flüstern, Geräusche erzeugen und nicht zuletzt Lachen standen hier auf der Tagesordnung und wurden mit viel Spaß beim Abschlusskonzert dargeboten.

Die Förderung künstlerischer Professionalität der Studierenden steht bei den Zielen der HfMT an vorderster Stelle – ein wichtiger Bereich ist hier die Beschäftigung mit Musik, die seit Beginn des 20. Jahrhunderts entstand und die wir heute klassische Moderne nennen. Nach dem erfolgreichen Abschluss des Kooperationsprojektes „Als Flieder mir jüngst im Garten blüht – Kompositionen

nach Walt-Whitman-Texten“ von Peter Hamel und Raminta Lampsatis fand im Wintersemester 2011/12 zum ersten Mal das Seminar „Zeitgenössische Musik“ statt. Raminta Lampsatis ist Professorin für Lied und Oper und hat das Seminar als Bestandteil des neuen Masterstudienganges konzipiert.

Am Anfang standen Fragen über Fragen: Welches Repertoire gibt es für die verschiedenen Stimmfächer? Wie erzeuge ich experimentelle Klänge ohne Stimmschäden? Was heißt „space notation“? Welche Standardwerke gibt es? Gibt es überhaupt ein einheitliches „Zeichenalphabet“? Was ist eine Konzeptkomposition? Dann folgten die Erprobung und die Antworten, die sich auf die Kernbereiche „Experimentelle Gesangstechniken und Body Performance“ (Sprechen, Sprechgesang, Belting, Falsett, Jodeln, Obertongesang, Geräuscherzeugung mit den Sprechwerkzeugen und dem Körper), „Aufführungspraxis“

(Anwendung der experimentellen Gesangstechniken, Notationsformen, Formen der Partitur, Interpretation, Raum, performative Aspekte) und „Repertoirekunde“ bezogen und auch Ausflüge in die jüngste Musikgeschichte nicht scheuten. Nationale und internationale Tendenzen und wichtige Persönlichkeiten standen hier im Mittelpunkt. Als Gäste durfte das Seminar die Schweizer Komponistin Mela Meierhans mit einem Portraitkonzert und Wolfgang Andreas Schultz begrüßen.

Höhepunkte des Seminarprogramms im Sommersemester 2012 werden die Lectures von Elmar Lampson und Dominik Neuner sein, letzterer wird über seine Arbeiten im Kontext der Fluxus-Bewegung erzählen. Daneben ist ein Workshop der Schweizer Komponistin Katharina Rosenberger geplant, in dem sie einige ihrer aktuellen Werke mit den Studierenden erarbeiten wird.

„Jazz hat alles“ Claus Stötter

von Dieter Hellfeuer

Eines der geläufigsten Attribute für Jazz ist „cool“, und Claus Stötter, der sich mit verschränkten Armen entspannt zurücklehnt, vermittelt diesen Eindruck – trotz (oder gerade wegen) der leichten schwäbischen Dialektfärbung. Ein Gespräch mit einem Musiker, der es mit der Trompete vom Autodidakten zum Professor gebracht hat. Unter anderem.

Dabei wollte Claus Stötter selbst Jazz nie schulmäßig lernen. Dass der heute 51jährige in Stuttgart dann ausgerechnet klassische Trompete studierte, hat rein pragmatische Gründe: „Wegen der instrumentellen Ausbildung. Die fundamentalen Techniken sind beim Jazz wie in der Klassik ja die gleichen. Aber klassischer Trompeter wollte ich nie werden, das stand für mich schon immer fest.“

Nach dem Studium und den ersten Meriten als Jazz-Trompeter, so unter anderem der Verleihung des Jazzpreises Baden-Württemberg, spielte er von 1991 bis 1995 als einer der wenigen deutschen Musiker überhaupt im französischen „Orchestre National de Jazz“. Entscheidenden Anteil an dieser beeindruckenden künstlerischen Entwicklung hatte der Posaunist und Deutschlands Jazz-Übervater Albert Mangelsdorff. „Nachdem ich ihn 1984 kennenlernte und mit ihm spielen durfte, stand mein Entschluss fest, Jazz und nicht etwa Klassik spielen zu wollen, weil nämlich Jazz die einzige Musik ist, die an die Tiefe und Komplexität klassischer Musik heranreicht, aber darüber hinaus noch viel mehr Gestaltungsmöglichkeiten für den Musiker hat. Dass Albert mich dann zu seinem 70. Geburtstag anlässlich der Feierlichkeiten als Duo-Partner auserkoren hat, ist für mich heute noch eine der größten Ehrungen, die mir als Musiker zuteilwurden.“

Seit 1999 ist Claus Stötter als Solo-Trompeter bei der NDR Big Band engagiert, daneben ist er Kopf von „Nevertheless“, einem fünfköpfigen Ensemble, nach Meinung des Fachblattes „Jazzpodium“ „eine der besten deutschen Live-Bands“. Gespielt werden vornehmlich Stötters Kompositionen: Moderner europäischer Jazz, geprägt von viel Fantasie und bildhaften Assoziationen. Zum Ensemble gehören neben dem Saxophonisten Matthias Erlewein und dem Vibraphonisten Dizzy Krusch mit Yves Torchinsky am Bass und François Laizeau am Schlagzeug auch zwei französische Jazz-Musiker.

Seine Aufgabe als langjähriger Dozent und mit Beginn dieses Sommersemesters frischgebackener Professor der HfMT sieht er, neben der Förderung der individuellen musikalischen Persönlichkeit der Studenten, vor allem in der Vermittlung von instrumenteller Technik. „Fleißarbeit“ nennt er das und betont, wie wichtig die tägliche musikalische Praxis ist.

Dass er die als Mitglied der NDR Bigband frei Haus geliefert bekommt, ist für ihn ein „Lottogewinn“, vor allem, was das Zusammenspiel mit anderen Musikern betrifft: „Dieses kontinuierliche Zusammenspielen führt dazu, dass man extrem gut aufeinander eingespielt ist. Ich weiß genau, wie mein Nebenmann tickt, wie er Luft holt, wie er phrasiert, wie er denkt. Dadurch hat man im optimalen Fall die Möglichkeit, wirklich miteinander zu verschmelzen.“

Für seine Studierenden wünschte er sich in Hamburg mehr Auftrittsmöglichkeiten, ein Mangel, der auch von seinen Kollegen im Fachbereich Jazz immer wieder angesprochen wird. „Im Vergleich zu Berlin ist Hamburg eher Jazz-Provinz. Vom Jazz allein werden nur die allerwenigsten Musiker leben können.“ Dabei sind gerade Live-Auftritte für den gebürtigen Heidelberger das Gelbe vom Ei, wie er in einem kürzlich geführten Interview mit dem NDR gestand: „Da ist diese Energie des ‚Einmaligen‘. Bei Aufnahmen kommt immer eine andere Dynamik rein, die ich nicht so besonders mag. Ich muss gestehen, dass ich mir fast keine Aufnahmen anhöre, vor allem nicht, wenn ich sie selbst eingespielt habe. Das Spielen, das Erleben, gleichzeitig auf die anderen zu hören – diese Energie ist mir am liebsten.“

Bei all dem Jazz ist es eigentlich verwunderlich, dass der Wayne Shorter-Fan noch zwei anderen Leidenschaften frönt. Die eine ist Motorradausflüge mit Zelt in die Berge, die andere eine pure Herzesssache: „Schwabe sein!“

Genießerin mit Gegensätzen Anna Kreetta Gribajcevic

von Dieter Hellfeuer

Mit Anna Kreetta Gribajcevic wird zum Wintersemester 2012/13 eine international profilierte Bratschistin als Professorin an der HfMT tätig sein. Mit der neuen Aufgabe wird für die Naturliebhaberin und Mutter einer einjährigen Tochter ein lang gehegter Wunsch wahr. „Das Unterrichten habe ich für mich schon immer als meine Mission angesehen“, erklärt sie. „Meine zahlreichen Engagements als Solistin und Orchestermusikerin ließen mir bislang dazu leider sehr wenig Zeit. Das Privileg, es nun tun zu können – noch dazu in solch einer fantastischen Stadt wie Hamburg – macht mich stolz und glücklich.“



Woher diese Affinität zu Hamburg kommt, ist für Anna Kreetta Gribajcevic kein Geheimnis: „Mich begeistern die Offenheit der Stadt ebenso wie ihre Geschichte. Als Nordeuropäerin fühlt es sich für mich total natürlich an, wenn ich hier zu Besuch bin, das betrifft das eher kühle Wetter ebenso wie die Mentalität der Menschen. Außerdem ist Hamburg voller exzellenter Restaurants – ich liebe gutes Essen!“ Und noch etwas gefällt ihr an Hamburg: Die reiche Musikszene der Hansestadt. „Als aktive Musikerin gehört mein Herz der Kammermusik, als ZuhörerIn zieht mich vor allem symphonische Musik in ihren Bann. Ich freue mich daher schon sehr auf die Konzerte in der Laeiszhalle und die Inszenierungen der Staatsoper.“

Nicht nur wegen der vielen positiven Seiten ihrer neuen Wirkungsstätte hat Anna Kreetta Gribajcevic keine Angst, von Heimweh geplagt zu werden. „Ich finde alles Neue spannend und habe kein Problem mit Gegensätzen, im Gegenteil. Das liegt in meiner Natur. Einerseits bin ich sehr Finnisch und erfreue mich an der Stille unseres Landes, an seinen kalten Wintern mit viel Schnee, an Saunagängen und Eisschwimmen. Andererseits kommt mein Mann aus Kroatien, und ich genieße im Sommer die spektakulären Küsten seiner Heimat. Und dann finde ich auch endlich etwas Zeit für mein derzeit einziges Hobby, das mir abseits von Familie und Beruf bleibt: Bücher lesen.“

Anna Kreetta Gribajcevic studierte an der Sibelius-Akademie in Helsinki, der Hochschule für Musik Saarbrücken und an der Hochschule für Musik Hanns Eisler in Berlin. 1995 gewann sie den Zweiten Preis beim BDI Violawettbewerb in Leverkusen; im Jahr darauf gewann sie den Tampere Viola Wettbewerb. Recitals und Kammermusik haben sie durch Europa, die USA und zu zahlreichen Festivals geführt; als Solistin hat sie mit dem Finnischen Radio-Symphonieorchester, der Tapiola Sinfonietta, dem Ostrobothnian Chamber Orchestra, dem Philharmonia Orchestra und dem Berliner Sinfonie-Orchester zusammengearbeitet. Anna Kreetta Gribajcevic hat die finnischen Erstaufführungen vieler Kompositionen gegeben. Von 2000 bis 2007 war sie Erste Bratscherin des Lahti Symphony Orchestra, derzeit hat sie dieselbe Position im Turku Philharmonic Orchestra inne. Anna Kreetta Gribajcevic ist Gründungsmitglied des Helsinki Festival Orchestra.

Brückenbauer zwischen den Disziplinen Hans-Helmut Decker-Voigt emeritiert

von Hermann Rauhe

Schon als er 1971 als Fachhochschullehrer an die Evangelische Fachhochschule für Sozialwesen nach Düsseldorf-Kaiserwerth berufen wurde und den Aufbau der Musikabteilung mit ersten vorsichtigen Lehrangeboten für Musiktherapie wagte, setzte er sich mit meinem Ansatz der Musiktherapie auseinander, den ich vor dem Hintergrund meiner klinischen Untersuchungen zur Antriebsförderung durch Musik in der neurologischen Rehabilitation von Schlaganfällen zusammen mit dem Neurologen und Psychiater Robert-Charles Behrend entwickelt hatte.

Innovative Gründung

Hans-Helmut Decker-Voigt konzipierte maßgeblich das Curriculum des ersten berufsbegleitenden Diplomaufbaustudiengangs Musiktherapie, in dem das dezentrale Prinzip eines berufsbegleitenden Aufbaustudiums nach amerikanischem Vorbild erprobt wurde. Diese innovative Hamburger Gründung orientierte sich speziell am Masterprogramm für Ausdruckstherapie des damaligen Lesley-College in Cambridge. 1978 übernimmt unsere Hochschule die Verantwortung für das zweijährige Musiktherapieprojekt „Ausbildung der Ausbilder in Herdecke“. Es wurde persönlich durch den damaligen Wissenschaftsminister und späteren Bundespräsidenten Johannes Rau ermöglicht. 1985 erfolgte die genannte Einrichtung des berufsbegleitenden Diplomaufbaustudiengangs. 1989 wurde die Fachgruppe Musiktherapie in das Institut für Musiktherapie umgewandelt. Nach der Emeritierung von Johannes Th. Eschen wurde Decker-Voigt zu dessen Direktor berufen.

Seit 1993 profiliert sich der neue Promotionsstudiengang Musiktherapie durch eine Reihe bedeutender Dissertationen. Im selben Jahr wurde die Forschungs- und Beratungsstelle für Musikerkrankheiten gegründet, sie bildete die Grundlage für die Entwicklung der Präventi-



rapie erhielt einen erheblichen Aufschwung durch den Bibliotheksneubau, den Hannelore Greve persönlich finanzierte. Sie fördert auch die Entwicklung des ersten staatlichen Studienprogramms für Musiktherapie an der Budapester Universität nach dem Vorbild des Hamburger Modells und die Einrichtung eines Masterstudienprogramms für Musiktherapie. Dafür erhielt die Mäzenin die Ehren doktorwürde dieser Universität. Auch an der Rostropovitch-Hochschule im russischen Orenburg wird ein Studienprogramm für Musiktherapie nach dem Hamburger Modell etabliert: Dafür erhielt Decker-Voigt die russische Ehrenprofessur.

Nach seinem Ausscheiden als Institutsdirektor widmet sich Decker-Voigt vornehmlich der Musiktherapie und Lehrmusiktherapie,

der Psychotherapie, Hypnose-Therapie, Supervision und Lehrsupervision sowie dem Coaching für Führungskräfte. In seiner Privatpraxis hat er vor dem Hintergrund eigener Erfahrung des Verfolgtwerdens im Internet als Schwerpunkt die Behandlung von Opfern des Cyber-Mobbings. Außerdem ist er als Buchautor, Herausgeber und Kolumnist tätig: Auch hier setzt er immer wieder Maßstäbe. Seine Publikationen sind in elf Sprachen übersetzt. Er nimmt Gast- und Stiftungsprofessuren in Japan, Taiwan, Ungarn, Estland und Russland wahr.

Was ich an Hans-Helmut Decker-Voigt immer wieder bewundere, sind seine Begeisterung, sein Charisma, seine Vitalität und seine Vielseitigkeit. Sein Wirken bewegt sich im Schnittfeld von Wissenschaft, Praxis, Kulturmanagement und Schriftstellerei. Er ist Brückenbauer zwischen den Disziplinen und Ländern.

onsforschung und Präventionspraxis. Die Durchführung des 8. Weltkongresses für Musiktherapie im Hamburger Kongress-Zentrum CCH im Juli 1996 mit 2000 Teilnehmerinnen aus 54 Nationen war ein weiterer Meilenstein in der Entwicklung des Faches, ebenso der Abschluss eines Kooperationsvertrages zwischen dem Institut für Musiktherapie unserer Hochschule und dem Universitätsklinikum in Eppendorf. Danach dient das gesamte Universitätsklinikum als Lehrkrankenhaus für den Studiengang Musiktherapie: Das ist eine internationale Sensation.

Hamburger Modell ist Vorbild

Das Maßstab setzende Wirken von Hans-Helmut Decker-Voigt wurde von Anfang an großzügig unterstützt durch die Hannelore und Helmut Greve Stiftung für Kultur und Wissenschaften. Die Arbeit des Instituts für Musikthe-

Hände ging ein Großteil der heute im In- und Ausland aktiven Organistengeneration.

Heinz Wunderlich war einer der bekanntesten Orgelvirtuosen und einer der bedeutendsten Interpreten der Werke von Max Reger an der Orgel. Er konzertierte auf allen fünf Kontinenten, 24 Touren führten ihn allein in die USA. Er war der letzte lebende Schüler des legendären Leipziger Orgelprofessors und Max-Reger-Freundes Karl Straube, einer der engsten Reger-Freunde und bekanntesten Organisten seiner Zeit. Von 1943 bis 1957 war Heinz Wunderlich Kirchenmusikdirektor an der Moritzkirche in Halle an der Saale und Dozent für Orgel an der Evangelischen Kirchenmusikschule sowie an der Staatlichen Hochschule für Musik, von 1958 bis 1982 hatte er dieselbe Position in Hamburg an der Hauptkirche St. Jacobi inne. Darüber hinaus war Heinz Wunderlich seit 1949 Mitglied der Evangelischen Michaelsbruderschaft.

Von 1959 bis 1989 lehrte Heinz Wunderlich an der HfMT als Professor für Orgelspiel und Improvisation. Seit seiner Emeritierung 1989 widmete er sich verstärkt der Komposition, die zeit seines Lebens seine Arbeit als Kirchenmusiker, Pädagoge und konzertierender Künstler begleitet hat.

Seit den 60er-Jahren lebte der gebürtige Leipziger im Hamburger Stadtteil Großhansdorf. Aus der Ehe mit seiner ersten Frau Charlotte hat Heinz Wunderlich drei Töchter. Bereits 2004 war Wunderlichs zweite Frau, Nelly Söregi-Wunderlich, die ungarische Geigerin und HfMT-Professorin, im Alter von 71 Jahren verstorben.

Heinz Wunderlich verbrachte nach einem Sturz die letzten drei Wochen seines Lebens auf der Pflegestation im Seniorenwohnheim Rosenhof. Er erholte sich nicht mehr und starb im Beisein seiner Tochter Ulrike Fröhlich.

Interruptus – künstlerisch

von Hans-Helmut Decker-Voigt

„Interruptus“ assoziiert aufgrund der Appelle, die solche Reizwörter an unser liebevolles und ebenso auch gegenteiliges Triebssystem schicken, an unterbrochene Sexualakte: Kinderweinen, Postbotenklingeln, Wasserrohrbruch oder Wasserhahn-Getropfe im Badezimmer nebenan, Sturz der nahen Kerze auf den Teppich... Oder eben eines der böartigen schnurlosen Telefone, die einen überall hin verfolgen, statt anständig auf einem Stand-Platz zu läuten: Handys.

Inter-ruptus (lateinisch von unterbrechen) meint jedoch im umfassenderen Sinne als dem des gestörten Sexualsinns jede Art von Abbruch, jede Unterbrechung, jede Störung. Der reizvolle Begriff taucht neuerlich in der Fachliteratur für Psychologie „digitaler Medien“ auf, auch und allgegenwärtig, also auch bei uns in der HfMT, ob nun im Foyer, der Mensa, in Überäumen oder Toiletten.

Szene: Studierende kommt aus dem Unterrichtsraum mit dem/der Hauptfachprofessor/in freundlich plaudernd, es klingelt beim einen oder anderen: Interruptus.

Oder im Foyer: Lebhaft kommunikative Gruppen im Life-Gespräch bei Kaffee oder Kakao – es klingelt, und jemand sumpt ab in autistisch wirkendes Alleinsein. Interrupti allüberall. Handys sind inzwischen Teil des Körpers, einverleibt. Ein Organ. Zahlreicher als Herzschrittmacher.

Interrupti sind garantiert, wenn wir – allein im Überaum, also mit eingeschaltetem Handy – gerade ein Siziliano neu und inniger denn je phrasieren. Studierende, die fortissimo üben, oder Profs im Meeting stellen den Klingelton aus und den Vibrator an (auch solch ein Wort, das normalerweise assoziativ unser Triebssystem tangiert). Dann vibriert das Ding an der Haut auch bei einem vierfachen Forte von Wagner. Ende des Klageliedes.

Denn: Musiker gehen mit dem akustischen Interruptus künstlerisch um – der slowakische Geiger Lukas Kmit zeigt in einem YouTube ähnlichen Portal, wie's geht. In seinem Solo-Konzert interruptiert solch ein Biest in der ersten Reihe – der Geiger greift den Klingelton auf und – variiert ihn kunstvoll. (www.video.de.msn.com/watch/video/Geiger...)

Ansonsten befreit man sich von der Geißel „Interruptus“ wie Martin Luther von der Geißel. Man hört auf damit und setzt das Begonnene als Ostinato fort.

Hans-Helmut Decker-Voigt wird unserer Zeitung trotz seines Ausscheidens aus dem Hochschuldienst weiterhin als Kolumnist erhalten bleiben und auch in den künftigen Ausgaben fleißig die kleinen Tücken des Musikeralltags aufdecken.

Standpunkt

Aufruf an die internationale Öffentlichkeit Komponist Mikis Theodorakis kämpft für seine Utopien

von Gerhard Folkerts

Der griechische Komponist Mikis Theodorakis symbolisiert eine Einheit musikalisch-schöpferischer Kraft und politischen Engagements wie kaum ein anderer Komponist des 20. und 21. Jahrhunderts. Theodorakis, der die Ideale seiner Jugend niemals, auch nicht in Gefängnissen und Lagern, verriet, fordert uns mit seiner Musik auf, „ein schöneres Leben zu schaffen, in dem die Menschen sich reicher, anspruchsvoller, stärker fühlen. Es ist keine Musik, die vergessen lässt.“ Die Menschen finden sich in seiner Musik wieder, ihre Geschichte, ihre Hoffnungen, ihre Verzweigungen. Und – ihre Utopien. Theodorakis Vertonungen machen die Gedichte griechischer Dichter zum Allgemeingut und Besitz des griechischen Volkes. Seine Sinfonien, seine Kammermusik, seine Opern, Oratorien und Theatermusiken werden weltweit aufgeführt. Ende der 1960er Jahre erreichen seine Musik und das Verständnis für seine unbeugsame Haltung vor allem die Menschen, die unter staatlicher Gewalt leiden – dies nicht nur in Griechenland, auch in anderen europäischen Ländern.

Unbeugsam handelnder Komponist, Dichter und Politiker

Theodorakis Aufruf zum Widerstand gegen die Militärdiktatur in seiner Heimat hatte zur Folge, dass er inhaftiert, aus seinem Land verbannt und seine Musik verboten wurde. Nach seiner Rückkehr aus dem Exil 1974 setzt er sich für Versöhnung in Griechenland und auf Zypern ein, für die Völkerverständigung zwischen Türken und Griechen, Israelis und Palästinensern sowie für die Selbstbestimmung und Unabhängigkeit der Völker aller Kontinente.

Mikis Theodorakis Leben ist bis heute das eines tatkräftig und unbeugsam handelnden Komponisten, Dichters und Politikers. Das machen seine Musik, und

seine Dichtung hörbar. Das zeigen, in dieser Zeit des Überlebenskampfes des griechischen Staates und seiner in Existenznot geratenen Bürger, seine Appelle an Regierung und Bevölkerung Griechenlands, das dokumentieren seine unerschrockene Rede am 12. Februar 2012 auf dem Syntagmaplatz draußen vor dem Athener Parlament und sein drei Tage später veröffentlichter Aufruf.

Kultur darf nicht nur von den Gesetzen des Marktes bestimmt werden

Bereits im Oktober 2011 appelliert der fast 87jährige griechische Komponist Mikis Theodorakis in einem gemeinsamen Aufruf mit Manolis Glezos an die internationale Öffentlichkeit „die Zerstörung des europäischen Wohlfahrtsstaates, der ein Grundpfeiler der europäischen Demokratie und Kultur gewesen ist“, zu verhindern. Theodorakis sieht „die Gefahr der Auslöschung“ nationaler Identität mit allen in Jahrhunderten geschaffenen lebendigen Traditionen bis hin zum Verschwinden seines Landes, wenn die Kultur in Europa zukünftig von den Gesetzen des Marktes und den sie regulierenden Finanzinstituten allein bestimmt wird. „65 Jahre nach dem Sieg über Nazismus und Faschismus stehen heute die europäischen Völker einer dramatischen Bedrohung gegenüber, dieses Mal nicht militärischer, sondern finanzieller, sozialer und politischer Art... Die Völker Europas und der Welt stehen einer historisch noch nie dagewesenen Konzentration von finanzieller, aber auch politischer und medialer Macht durch das internationale Finanzkapital gegenüber, d.h. einer Handvoll von Finanzinstituten, Ratingagenturen und einer von ihnen gekauften politischen und medialen Klasse, mit mehr Zentren außerhalb als innerhalb Europas.“

Hoffnung auf Widerstand der Intellektuellen und Künstler

Die Bevölkerung des in Existenznot geratenen griechischen Staates kann seinen Überlebenskampf nur bestehen, wenn Griechenland „seine nationale Eigenständigkeit und sein Staatsvermögen nicht an das Ausland abtritt... In Europa geht man davon aus, dass wir dank des Großmuts der Banken und des IWF überleben werden. In Wahrheit aber fließen die Gelder aus jedem der Rettungspakete mit den Dutzenden Milliarden Euro, mit denen Griechenland belastet wird, zu über 80% wieder dahin zurück, wo sie herkommen, während uns neue, unmöglich abzuzahlende Zinsen aufgebürdet werden... Die Produktion in Griechenland ist zum Erliegen gekommen, die Arbeitslosigkeit bis auf 18% gestiegen, es schlossen 80.000 Geschäfte, tausende Manufakturen und hunderte Industriebetriebe. Insgesamt 432.000 Unternehmen schlossen endgültig. Zehntausende junge Fachkräfte verlassen das Land, tausende ehemals gut situierte Bürger durchwühlen den Müll und schlafen auf den Bürgersteigen... Es besteht der dringende Bedarf an unmittelbarer, grenzüberschreitender Koordinierung aller Aktionen von Intellektuellen, Künstlerinnen und Künstlern, spontanen Bewegungen, sozialen Kräften und Persönlichkeiten, die die Bedeutung der Lage erkennen. Wir müssen eine mächtige Widerstandsfront aufstellen, um unsere Völker und Gesellschaften zu retten, bevor es für Europa zu spät ist“.

Gerhard Folkerts ist Komponist und Konzertpianist und hat Mikis Theodorakis kurz vor Drucklegung der zwölfte besucht und uns seinen Bericht übersandt.